



Der pastorale Dienst in einer Zeit der Aussaat

185
ARBEITSHILFEN

**Der pastorale Dienst
in einer Zeit der Aussaat**

5. Juni 2004

**Herausgeber:
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Postfach 29 62, 53019 Bonn**

Inhalt

■ Vorwort	7
Karl Kardinal Lehmann, Mainz	
■ Der pastorale Dienst in einer Zeit der Aussaat	11
Einführung: Standortbestimmung und Aufgabenstellung	13
Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB, Augsburg	
Berufen zur Aussaat und zur Ernte	22
Bischof Dr. Felix Genn, Essen	
Wenn es ganz konkret wird –	
Personalplanung und Personalentscheidungen	29
Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Freiburg	
Anmerkungen zu einer kooperativen Pastoral	37
Weihbischof Dr. Johannes Kreidler, Rottenburg-Stuttgart	
»Was an den Leiden Christi noch fehlt« (Kol 1,24)	43
Weihbischof Johannes Kapp, Fulda	
■ Perspektiven	47
Perspektiven der Theologie	
Identität, Profil und Auftrag der pastoralen Dienste	49
Prof. Dr. Eva-Maria Faber, Chur	
Pastoraler Dienst als Wegbegleitung	58
Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath, Tübingen	

Perspektiven der Praxis

»Um Gottes willen für die Menschen«
Aufgaben für Ämter und Dienste in neuen Seelsorgestrukturen 68
Domkapitular Gerhard Stöber, Erfurt

Pfarrer: Manager und Seelsorger 77
Pfr. Dr. Wilfried Evertz, Bonn

Perspektiven der Ausbildung

Die Zeit zur Ernte dauert lange – wohin bilden wir heute aus? 81
Regens Dr. Wilfried Hagemann, Münster

Auf-Bruch wohin? 88
Dr. Katharina Seifert, Freiburg

■ Zeugnisse 95

Gemeinsam sind wir stark – aus dem Alltag eines pastoralen Teams 97
Pastoralteam der Kirchengemeinde St. Andreas,
Essen-Rüttenscheid

Ich habe einmal »ja« gesagt –
was mich bewegt »trotz allem« weiterzumachen

Eine Such-Be-weg-ung auf dem Such-Weg des Lebens 105
Kaplan Stefan Wiesel, Essen

»Ein weises Herz gewinnen« – Dienst und Verantwortung eines Diakons 111
Diakon Dr. Dr. Bernd Irlenborn, Trier

»Der Hoffnung ein Gesicht geben« 116
Diakon Godehard König, Rottenburg

Pastoralreferent als Scharnier zwischen Kirche und Welt 120
Pastoralreferent Hans Joachim Ditz, Berlin

»Freut euch im Herrn zu jeder Zeit« (Phil 4,4)	124
Gemeindereferentin Anne Rademacher, Erfurt	
»Dem Vergangenen Dank, dem Kommenden Ja«	132
Gemeindereferentin Margret Frank, Niederorschel	
»Zeugen der Gnade« –	
Die Arche als Schule der Menschlichkeit und des Glaubens	136
P. Dr. Medard Kehl SJ, Frankfurt	
Leben teilen, Berufung suchen, mit Franziskus	139
Sr. M. Daniela Immler OSF, Saulgau	
■ Weghilfen	143
Von der Notwendigkeit auszuruhen –	
damit die Säenden selbst weiter wachsen	145
Sr. Johanna Domek OSB, Köln	
»Ich tu so, als ob es ginge« –	
Weghilfen zu einer Pastoral der spirituellen Lebendigkeit	149
P. Dr. Willi Lambert SJ, München	
Wir brauchen einander in schwierigen Zeiten –	
Anregungen für Gespräche zwischen den Mitgliedern	
verschiedener pastoraler Berufsgruppen	158
Dipl.-Theol. Johann Fellner, München	
■ Zum Abschluss	165
Berufungspastoral in einer Zeit der Aussaat	167
Dr. Peter Birkhofer, Freiburg	



Vorwort

Vorwort

Die Kirche ist ausgesandt, allen Menschen die frohe Botschaft zu verkünden. Den Antrieb und die Kraft für diese Mission findet sie im Evangelium selbst, das jeden Christen dazu aufruft, Rechenschaft über den Grund seiner Hoffnung zu geben. In besonderer Weise ist der Dienst der Verkündigung den Bischöfen, Priestern und Diakonen aufgetragen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Seelsorge haben auf ihre Weise an diesem Auftrag Anteil und prägen so das Gesicht des seelsorglichen Dienstes mit.

Der Kommission IV (Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste) der Deutschen Bischofskonferenz ist die Aufgabe gestellt, die Berufsentwicklung der pastoralen Dienste und Ämter zu beobachten und zu begleiten. Die hier vorgelegte Arbeitshilfe will in einer redlichen Bestandsaufnahme Vielfalt und Einheit aller seelsorglichen Dienste darstellen, um so einen Beitrag zur Profilierung der pastoralen Dienste zu leisten. Diese notwendige Profilierung wird dazu helfen, die eigenen Charismen in die Sendung der Kirche einzubringen und im Auftrag der Ortskirche das Volk Gottes auf seinem Pilgerweg zu begleiten.

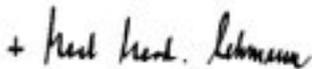
Die Arbeitshilfe beschreibt den derzeitigen Stand der gestellten Aufgabe. Sie stellt den seelsorglichen Dienst in seinen unterschiedlichen Ausprägungen dar und würdigt ihn im Blick auf neue Herausforderungen. So will diese Arbeitshilfe eine Ermutigung sein für die Frauen und Männer in Seelsorge und Pastoral, die täglich dem Ruf des Evangeliums folgen und am Aufbau des Reiches Gottes mitwirken. Auf diese Weise bietet sie Orientierung für eine Zukunft, in der das Zeugnis des Glaubens an den auferstandenen Herrn unter veränderten pastoralen Bedingungen weitergegeben wird.

Die Gliederung des Textes ist mit Bedacht gewählt. Zunächst kommen die bischöflichen Mitglieder der Kommission IV zu Wort, um aus der Sicht des Bischofs Perspektiven für den seelsorglichen und pastoralen Dienst aufzuzeigen. Neben den systematischen Überlegungen werden dann vor allem Zeugnisse von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Seelsorge und Pastoral zur Sprache gebracht. Missionarisch Kirche sein in einer Zeit der Aussaat darf auf die Kraft des Glaubenszeugnisses nicht verzichten.

Mit der Veröffentlichung dieser Arbeitshilfe verbindet sich ein besonderer Dank an den scheidenden Vorsitzenden der Kommission IV, Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB (Augsburg). Als Vorsitzender der Kommission hat er sich der Aufgabe gestellt, den pastoralen Dienst in einer Zeit der Aussaat und Ernte zu stärken. Bischof Dr. Felix Genn (Essen) hat als stellvertretender Vorsitzender der Kommission IV die redaktionelle Arbeit geleitet. Dafür möchte ich ihm einen herzlichen Dank sagen.

Ein herzliches Vergelt's Gott sei all denen gesagt, die die Arbeitshilfe beraten und erstellt haben.

Mainz/Bonn 5. Juni 2004, am Fest des hl. Bonifatius

A handwritten signature in black ink that reads "+ Karl Kard. Lehmann". The signature is written in a cursive, slightly slanted style.

Karl Kardinal Lehmann

Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz



Der pastorale Dienst in einer Zeit der Aussaat

1

Dieses erste Kapitel lässt bischöfliche Mitglieder der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) zu Wort kommen.

Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB weist in seinem einführenden Artikel auf die verantwortungsvolle Sorge der Bischöfe um das rechte Wachstum der pastoralen Ämter und Dienste hin. Neue Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft werden als Umbrüche und Zumutungen benannt und Grundhaltungen beschrieben für Ämter und Dienste in einer Zeit der Aussaat.

Der Beitrag von Bischof Dr. Felix Genn ist eine bibelnahe Einladung an alle, die sich hauptberuflich oder ehrenamtlich in pastoralen Feldern engagieren, ihre Berufung zur Aussaat und zur Ernte in der Nachfolge Christi zeugnishaft zu leben.

Der Beitrag von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch spiegelt seine langjährige Erfahrung als Leiter der Abteilung Seelsorge-Personal im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg wider. Der Überblick benennt Voraussetzungen und Herausforderungen für verantwortliche Personalplanung und für Personalentscheidungen, die pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als Glaubenszeugen respektieren.

Weihbischof Dr. Johannes Kreidler beschreibt kooperative Pastoral als Dienst an der Lebendigkeit der Charismen und als Test für die Glaubwürdigkeit der Kirche in einer immer mehr entsolidarisierten Gesellschaft.

Weihbischof Johannes Kapp macht sich zum »Sprachrohr« eines kranken Mitbruders, der in Gemeinschaft mit dem leidenden Christus seinen priesterlichen Dienst bewusst im Ertragen seiner Krankheit zum Segen anderer fortsetzt.

Der besondere Wert des stellvertretenden Leidens wird mit Verweis auf Kol 1,24 auch angesprochen in der Botschaft des Hl. Vaters zum Weltgebetstag 2004.

Einführung: Standortbestimmung und Aufgabenstellung

Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB

Wer heute zurückschaut auf die Entwicklung der Ämter und Dienste in den deutschen Bistümern während der vergangenen Jahrzehnte, kann dankbar feststellen: Vieles ist gewachsen. Ja, mehr noch: Vieles ist inzwischen groß geworden, stabil und lebendig. Und vieles ist in guter Weise zusammengewachsen, so dass uns das Zu- und Miteinander der verschiedenen Ämter und Dienste in den Pfarrgemeinden, in den neuen Seelsorgeeinheiten, in Dekanaten und kategorialen Seelsorgefeldern vielerorts längst »selbstverständlich« erscheint – und nicht mehr wegzudenken.

Viel Gutes ist gewachsen

Seit etwa 1930 entwickelte sich der Beruf der Seelsorgehelferin. Nach dem II. Vatikanischen Konzil und der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland haben die Berufe »Ständiger Diakon«, »Gemeindereferent/-in« und »Pastoralreferent/-in« ihre Ausfaltung und ihre teilweise feste Verwurzelung in den verschiedenen pastoralen Aufgabenfeldern unserer Ortskirchen gefunden. Vielfältige Erfahrungen von Frauen und Männern in diesen Diensten, persönliches Suchen, Mühen und Beten der Einzelnen, gemeinsames Reflektieren und Ringen innerhalb und zwischen den Berufsgruppen sowie, nicht zuletzt, die verbindliche Strukturierung und Gestaltung dieser Dienste in den Rahmenordnungen, die ihnen die Bischöfe inzwischen gegeben haben – all dies trug dazu bei, dass wir heute dankbar auf ein Miteinander der verschiedenen Ämter und Dienste schauen können. Wir erleben es fruchtbar im Dienst für Gott und die Menschen.

Wir wissen uns dabei getragen von der Gewissheit, die Papst Johannes Paul II. bei seinem ersten Besuch in unserem Land gegenüber den Laien im pastoralen Dienst zum Ausdruck gebracht hat: »Wir glauben ja alle daran, dass ein und derselbe Geist sowohl die Gemeinden und die Herzen der Menschen lenkt als auch Euren Dienst in der Kirche ins Leben gerufen hat.« (Papst Johannes Paul II. in Deutschland, in: Verlautbarungen des Apostolischen

Stuhls 25, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 1980, S.143f.) Und wir dürfen heute hinzufügen: Wir glauben auch, dass der Herr aus den kleinen Anfängen wachsen ließ, auch auf Feldern, unter Bedingungen, in einer Geschwindigkeit, wie keiner von uns sie vorausgeahnt oder gar erwartet hat.

Aus kleinen, teils tastenden Anfängen sind auch zahlenmäßig stattliche Gruppen von Männern und Frauen gewachsen, die heute als Ständige Diakone oder Laien im pastoralen Dienst tätig sind. Kein Wunder also, wenn wir zum Beispiel anlässlich von Jubiläumsfeiern der verschiedenen Berufsgruppen Bilder wie das der Ernte vor Augen haben.

In den letzten Jahren wird freilich auch spürbar: Trotz dankbarer Rückschau auf das Gewachsene ist heute nicht die Zeit unbeschwerter »Erntefeste«, gelassenen Ausruhens oder gar Zurücklehns nach einer Phase kraftvollen Wachsens und Gestaltens.

Verantwortliche Sorge um das rechte Wachstum

Diese Wahrnehmung spiegelt sich auch im Sorgen der Bischöfe um das gedeihliche Wachstum der verschiedenen Ämter und kirchlichen Berufe durch die zurückliegenden Jahrzehnte.

- Die ersten Jahre der Entwicklung des Ständigen Diakonats wie des Berufs des Pastoralreferenten waren begleitet von immer neuen, zum Teil auch kontroversen Beratungen der Bischöfe.

Die Zuständigkeit der verantwortlichen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz wurde schließlich neu geregelt und umschrieben: Als Kommission »Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste« (IV) trägt sie nicht mehr nur Sorge für Priester- und Ordensberufe, sondern auch für die neueren pastoralen Dienste.

- Erste Entwicklungslinien für die Entfaltung der einzelnen Berufe und ihr Zueinander wurden verbindlich formuliert in der »Grundordnung der pastoralen Dienste« im Jahr 1977. Dieses Dokument zeigt zugleich: Die Bischöfe wollten ein geordnetes Weiterwachsen auch der neueren Berufe. Eine Reihe von Aufträgen wurde daher erteilt, die in den kommenden Jahren einzulösen waren.
- Dies gelang in den Rahmenordnungen von 1978/79 und von 1987. Die theologische Verortung der verschiedenen Ämter und Dienste wurde darin

ebenso umschrieben wie ein Rahmen für ihre wesentlichen Aufgabenfelder. Auf dieser Grundlage und im Blick auf die Erfordernisse ihrer Ortskirchen nahmen und nehmen die Bischöfe in unterschiedlichem Umfang weiterhin Frauen und Männer in den pastoralen Dienst ihrer Diözesen und vertrauen ihnen vielfältige Aufgaben an.

- So wurde schon nach 1990 wieder das Anliegen spürbar, in Fortschreibung der Rahmenordnungen die theologische Verortung der Ämter und Dienste zu vertiefen und zugleich eine einheitliche Linie für die jeweiligen Einsatzfelder zu formulieren. Der Beratungsprozess der Bischöfe sowie das schließlich 1995 verabschiedete Dokument »Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde« lassen erkennen: Die systematische Reflexion des inzwischen Gewachsenen ist noch nicht so weit gediehen, dass der theologische Ort der verschiedenen pastoralen Dienste sowie ihr Zueinander abschließend zu formulieren wären; zugleich bestätigte sich zunehmend, dass Ständige Diakone, Pastoralreferenten und -referentinnen sowie Gemeindereferenten und -referentinnen in den Bistümern in unterschiedlichsten pastoralen Aufgabenbereichen eingesetzt werden – und dies keineswegs nur aus spontanem Pragmatismus, sondern vielfach auf der Grundlage von Beschlüssen in diözesanen Gremien, Synoden und Foren.
- Das weitere Bemühen der Kommission »Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste« (IV) bestätigte diese Wahrnehmung. Die Intention, die Aufgabenfelder der Ämter und Dienste in einem neuen Anlauf noch differenzierter zu beschreiben und so zu einer einheitlichen Regelung für den Bereich der Deutschen Bischofskonferenz zu kommen, war in den vergangenen Jahren nicht zu realisieren. Gespräche mit den Verantwortlichen der verschiedenen Berufe gehörten in diesen Suchprozess der letzten Jahre ebenso wie die Befassung mit neueren religionssoziologischen Erkenntnissen und ein Kolloquium mit der Pastoralkommission (III) der Deutschen Bischofskonferenz. Dies führte nicht zu abschließenden Lösungen, wohl aber zu einer vertieften Wahrnehmung der Situation: Die verschiedenen Ämter und pastoralen Dienste in den deutschen Bistümern stehen in einem größeren Umbruchprozess, in dem konkrete Einzelregelungen nicht angebracht erscheinen. Einige Aspekte dieses Umbruchs seien kurz skizziert:

Umbrüche

Neue Herausforderungen sind fühlbar. Statt eines kontinuierlichen – geordneten und geplanten – Weiterwachsens und »Sichverzweigens« der Ämter und Dienste werden neue und teilweise scharfe Grenzen ebenso deutlich wie unerwartete Unübersichtlichkeiten:

- Die Kirche in unserem Land steht in einer großflächigen gesellschaftlichen Umbruchsituation, die in sich wiederum starke regionale Unterschiede aufweist. Gewohnte pastorale Felder brechen weg oder erweisen sich als nur mehr wenig fruchtbar, neue Felder deuten sich oft erst an.
- Die Veränderungen unserer Gesellschaft haben in Verbindung mit dem Rückgang der Zahl der Priester in den zurückliegenden Jahren zur Gestaltung neuer »Seelsorgeeinheiten« in den Bistümern geführt. Die Größe solcher Einheiten, die ihnen zugeordneten seelsorglichen Aufgaben (sofern sie über die Grundaufgaben hinausgehen) sowie die Besetzung verantwortlicher Teams mit Hauptberuflichen oder Ehrenamtlichen variieren je nach den Gegebenheiten der Bistümer. Ausreichende Erfahrungen in der Seelsorge in diesen neuen »pastoralen Räumen« liegen noch nicht vor, um daraus allgemein verbindliche Wege für den Einsatz der Ämter und Dienste abzuleiten.
- Größere Seelsorgeeinheiten erfordern neue und intensivere Formen der Kooperation zwischen den hauptberuflich im Dienst der Kirche Stehenden wie auch mit den ehrenamtlich Engagierten. Neue Chancen, aber auch neue Rollenunsicherheiten sind damit verbunden, die auch die Frage nach dem je eigenen Berufsprofil neu stellen lassen.
- Die systematisch-theologische Reflexion dieser pastoralen Entwicklungen wie der Entwicklung der Ämter und Dienste in unserem Land ist im Gang; noch sind aber keine einheitlichen Linien erkennbar, aus denen sich eindeutige Regelungen etwa für die Berufsprofile ergeben würden.
- Der starke zahlenmäßige Rückgang der Priester wird in diesen Jahren besonders spürbar. Hinzu kommt, dass – vor Jahren so nicht abzusehen – auch in der Berufsgruppe der Gemeindereferentinnen und -referenten vielerorts nicht ausreichend Frauen und Männer zur Verfügung stehen, um die in Personalplänen vorgesehenen Stellen zu besetzen. So entsteht – nicht selten kurzfristig – vor Ort ein Bedarf an Mitarbeitern, den die Verantwortlichen oft ad hoc lösen müssen; die Vorgaben der geltenden Rahmen-

ordnungen treten gegenüber solch drängenden Situationen gelegentlich in den Hintergrund.

- Wachsende Berufs- und Lebenserfahrung von Frauen und Männern im pastoralen Dienst lassen diese nach Einsatzfeldern fragen, in denen ihre Charismen wie die inzwischen erworbenen Kompetenzen sinnvoll zum Einsatz kommen – Unterscheidungen zwischen gemeindlichen und kategorialen, überpfarrlichen Einsatzfeldern für die Berufsgruppen der Laien im pastoralen Dienst werden dann oft in den Hintergrund gestellt.
- In jüngster Zeit lassen die in allen Bistümern erforderlichen Sparmaßnahmen neu nach den Möglichkeiten fragen, ob und in welcher Zahl künftig Ständige Diakone, Gemeinde- und Pastoralreferenten/-innen zum Einsatz kommen können. Dass auch dies Auswirkungen auf die Berufsprofile haben kann, ist anzunehmen, im einzelnen aber noch nicht abzusehen. Die mit »Sparbeschlüssen« verbundenen Besorgnisse und Verunsicherungen Einzelner wie ganzer Berufsgruppen müssen ernst genommen werden.

Zumutungen

Ein Gemenge von neuen Herausforderungen, Aufgaben, Möglichkeiten und Begrenzungen zeigt sich in solchen Entwicklungen. Wir erleben sie nicht selten als eine »Zumutung« für uns alle – noch sehen auch die Bischöfe nicht die großen Linien, in denen die Seelsorge in unserem Land langfristig zu planen und strukturieren ist; vieles ist offen, vieles noch unübersichtlich, vieles eben erst noch im Wachsen, ja vielleicht erst im Keimen.

Uns ist bewusst: Dies ist zugleich auch eine Zumutung für alle, die – an welchem Ort und in welchem Dienst auch immer – in der Seelsorge mitwirken. Für manche von ihnen wird die Offenheit der gegenwärtigen Situation und unserer Praxis besonders spürbar, z. B.:

Verantwortliche für die Ausbildung in Priesterseminaren, Fachhochschulen und -akademien sowie diözesanen Mentoraten fragen: Wohin sollen wir ausbilden? Brauchen die Priester der Zukunft zunehmend auch »Managerqualitäten« oder werden sie gerade in den organisatorischen und verwalterischen Aufgaben künftig von anderen entlastet? Liegen also die Schwerpunkte möglicherweise doch wieder auf ihrem unmittelbar seelsorglichen Wirken? Brauchen etwa die Gemeindereferentinnen und -referenten der Zukunft nicht

auch Fähigkeiten im Bereich der Leitung, wenn in den groß gewordenen Seelsorgeeinheiten ihr Teilauftrag große Bereiche umfasst, die strukturiert, überblickt, geführt werden müssen? Oder wecken wir bei Frauen und Männern dieser Berufsgruppe falsche Ambitionen, wenn wir sie auch auf leitende Aufgaben dieser Art hin schulen?

Da fragen Pfarrgemeinderäte: Könnt ihr uns nicht einen Pastoralreferenten oder Ständigen Diakon zuteilen, wenn ihr keine Gemeindeferentin für unsere Planstelle habt? Die seelsorglichen Aufgaben in unserer Pfarrgemeinde wiegen doch stärker als Rahmenordnungen!

Da fragen Gemeindeferentinnen und -referenten, warum sie spürbar weniger verdienen als Pastoralreferentinnen und -referenten, wenn diese – bei oft ähnlichen Tätigkeitsmerkmalen – in pfarrlichen Arbeitsfeldern tätig sind.

Und schließlich: Junge Männer, die sich für den Priesterberuf interessieren, aber auch Bewerber für den Diakonat und die pastoralen Laiendienste fragen: Welche beruflichen Aufgaben erwarten mich einmal? Wofür brauche ich Eignung und Fähigkeiten? Kann ich mich auf einen Dienst einlassen, gar in lebenslanger Bindung, dessen Profil nicht eindeutig fest liegt?

Offenheit der gesellschaftlichen und pastoralen Situation in unseren Bistümern und zugleich der Ruf nach möglichst konkreten Regelungen – eine Spannung, die für viele mühevoll, ja belastend ist.

In diese Situation hinein fiel im Jahr 2000 das Wort der deutschen Bischöfe »Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein«. Es stieß auf unerwartetes Echo bei den Gläubigen. Viele – Priester, hauptberuflich und ehrenamtlich in der Kirche Engagierte – fanden das, was sie selbst erleben, im biblischen Bild der »Aussaat« treffend wieder; ein hilfreiches Bild für viele.

Zeit der Aussaat – auch für Ämter und Dienste

Die Kommission »Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste« griff dies auf. Trägt das Bild Jesu von der »Aussaat« auch und gerade diejenigen, die sich ganz in den Dienst der Kirche gestellt haben, in der jetzigen Situation?

Gott mutet uns manchmal andere Rhythmen zu, als wir sie uns wünschen und ausrechnen: Wo wir – endlich – gerne die Ernte einfahren würden, sagt er uns eher eine neue Aussaat an. Die Zeichen der Zeit in unserer Gesellschaft, in den Bistümern unseres Landes stehen auf »Aussaat«; so nehmen wir es wahr. Sollten wir da für die Ämter und Dienste Erntezeit erwarten wollen, geordne-

Mit dem Bild der Aussaat und des Wachsens beschreibt das Evangelium das verborgene, aber unaufhaltsame Wachsen des Gottesreiches. Damit ist zugleich der Weg der Kirche in der Geschichte beschrieben. Im Glauben an Gottes Verheißung und im Vertrauen auf Jesu Beistand sieht sie das Reich Gottes wachsen, auch in ihrer weltweiten Glaubensgemeinschaft, in der sich die Reich-Gottes-Anwärter sammeln. Der auferstandene Herr hat seinen Jüngern verheißen, dass er mit ihnen verbunden bleiben wird und sie zur Fülle des Lebens führen will (vgl. Joh 10,10). Aus dieser Sicht sind Gott und sein Reich das Glück und das Heil für den Menschen.

»Zeit zur Aussaat«

tes Einbringen von reichen Schätzen in die Scheunen? Oder ist eben auch für sie wieder und nochmals neue Aussaat angesagt?

Zeit der Aussaat auch für die Ämter und Dienste der Kirche selbst? Dann ist jetzt eben nicht die Zeit, dass wir Gewohntes und Erwartetes rasch zu Ende bringen; dann gilt es vielmehr, uns auch für die Ämter und Dienste der Kirche wieder auf Neuanfang einzustellen und bereit zu sein, wieder neu anzuhängen: Wo braucht Gott wen? Mit welchem Auftrag? Mit welchen Fähigkeiten? Für welche Menschen? Für welche Nöte?

Dann ist weniger die Zeit zu abschließenden Entscheidungen, sondern eine Zeit des Offenbleibens und des aufmerksamen Beobachtens, gerade auch dessen, was sich erst andeutet und noch kaum an die Oberfläche gedrungen ist. Freilich muss auch und gerade diese Zeit gefüllt sein mit konkreten Diensten. Noch mehr als auf die minutiöse Festlegung und Abgrenzung ihrer Aufgaben kommt es in einer solchen Zeit aber auf Grundhaltungen an, ohne die die Aussaat nicht zum Wachstum führen wird:

Grundhaltungen in einer Zeit der Aussaat

Eine Zeit der Aussaat verlangt nach Menschen, die den Blick nach vorne gerichtet haben. Sie sind geprägt von *Erwartung und Hoffnung*: Auch diesmal wird – wieder – etwas wachsen, auch wenn heute davon noch kaum etwas sichtbar ist. Das wissen sie aus den vielen Erfahrungen der zurückliegenden Zeit.

Säleute sind Menschen, die reichlich *Geduld und Ausdauer* in ihre Tätigkeit mit hineinlegen. Und sie schöpfen aus der Gewissheit: Winterliche Kälte oder auch sommerliche Dürre gibt es, sie müssen in Kauf genommen werden bis zur Ernte. Manchmal können diese Zeiten lange, scheinbar zu lange dauern, manchmal können sie tatsächlich gefährlich werden. Aber die Kraft des Lebens ist stärker. Sie wird sich durchsetzen, auch wenn es zunächst anders aussieht. Und nicht jedes Mal ist ja auch in der Natur mit Rekordernten zu rechnen! Ja, selbst nach einer kargen Ernte wagen die erfahrenen Säleute die neue Aussaat, geradezu selbstverständlich. Und vielleicht wächst ja gerade im folgenden Jahr unerwartet reiche Ernte heran. Das Unerwartete macht die Spannung, den Reiz der Aussaat aus.

Aussaat gibt es deshalb nicht ohne *Großzügigkeit*. Wo noch von Hand gesät wird, ist das besonders sichtbar: Die Geste des Säens schöpft aus dem Vollen bei sich und weist dann von sich weg, gibt frei, ja ist geradezu verschwenderisch. Ohne *Mut* geht das nicht. Würden Säleute ihr Saatgut ängstlich und besorgt zurückhalten, gäbe es weder Aussaat noch Ernte. Ob Aussaat im Herbst oder im Frühjahr: Immer steht die Geste der Großzügigkeit gegen den Augenschein der noch kargen Böden und kalten Temperaturen.

Wer aussät, weiß: Sein Tun ist Teil eines größeren Ganzen. Nur einen kleinen Teil kann er selbst leisten. Da müssen Regen und Sonne im rechten Maß hinzukommen, die er selbst nicht steuern kann; auf sie muss er vertrauen. Da muss schon vor der Aussaat einer gepflügt haben, da muss Feldarbeit getan sein, beobachtet, gedüngt, Schädliches entfernt werden. Und es wird die Erntezeit kommen, die keiner allein bewältigen wird; viele müssen mithelfen. Säleute fügen sich aktiv und zugleich demütig in ein großes Ganzes ein. Sie wissen um ihre eigene Rolle und schätzen zugleich die der anderen, sie schauen bewusst auf das Gemeinsame. Gerade in schwierigen Zeiten arbeiten sie nicht gegeneinander, sondern wissen: Wir brauchen einander. Menschen der Aussaat sind Menschen der *Solidarität*. Die gemeinsame Sorge um das

große Ganze verbindet sie eher mit anderen, als dass sie sich mit ihrer Aufgabe von anderen abgrenzen.

Und schließlich: Obwohl das Aussäen höchste Aktivität verlangt, sind Menschen der Aussaat keine Macher. Tun und lassen, zur rechten Zeit zupacken und dann warten können, seinen eigenen Beitrag leisten und dann auf Gottes Segen und die engagierte Mitsorge der anderen vertrauen – dies muss bei Säleuten zusammenkommen. Sie sind Menschen voller *Aufmerksamkeit und Dankbarkeit*, getragen vom *Vertrauen auf Gott, die Menschen und die Kraft des Lebens*.

Arbeitshilfe in einer Zeit der Aussaat

Von den eben genannten Blickwinkeln und Haltungen ist auch diese Arbeitshilfe getragen. Keine fertigen Ergebnisse, die einfach in die Scheunen unserer Pastoral- und Personalpläne einzufahren wären, legt dieses Dokument vor. Es will eine Arbeitshilfe sein. Für uns alle steht die Arbeit an, uns in unseren je verschiedenen Ämtern und Diensten verantwortlich um die neue Aussaat, um das rechte Wachstum, um das rechte Tun und Lassen zur rechten Zeit zu mühen; keiner und keine soll sich dieser Aufgabe entziehen. Die Texte der Arbeitshilfe wollen dazu ermutigen.

■ *Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz OSB, geb. 1929; Priesterweihe 1957 in der Benediktiner-Erzabtei St. Ottilien; Promotion zum Dr. theol.; Erzabt in St. Ottilien 1975–1977; Abtprimas der Benediktinerförderung von 1977–1992; zum Bischof von Augsburg ernannt am 24. Dezember 1992.*

Berufen zur Aussaat und zur Ernte

Bischof Dr. Felix Genn

Zeit zur Aussaat

Zu den bekanntesten Bildern, die Jesus für seine Darstellung vom Reich Gottes gewählt hat, zählt die Rede vom Sämann, der aufs Feld zum Säen geht und dabei die unterschiedlichen Erfahrungen mit der Wirkung dieser Saat machen muss. Die Saat bringt nämlich nicht bloß Frucht, sondern wird zum Teil auf verschiedene Weise vernichtet und kommt nicht zur Entfaltung. Im Markus-Evangelium steht dieses Gleichnis in einer Reihe von anderen Bildreden, mit denen Jesus seine Lehre veranschaulicht.

Der Evangelist erzählt nicht nur von der unterschiedlichen Aufnahme, die der Samen des Wortes findet, sondern auch von dem wunderbaren Geschehen der selbstwachsenden Saat. Der Sämann kann seine Arbeit tun, sich schlafen legen. Der Samen sprießt auf, wächst weiter, ohne dass der Mann weiß, wie. *»Die Erde bringt von selbst ihre Frucht«* (Mk 4,28a).

Für Markus ist es auch ein Unterschied, ob Jesus mit seinen zwölf Begleitern spricht oder mit denen, die »draußen sind«, redet. Seinen Jüngern kann er das Geheimnis des Gottesreiches anvertrauen und die Bildrede entschlüsseln. Dabei wird deutlich, was der Same ist, aber nicht ausdrücklich wird gesagt, wer der Sämann ist: *»Der Sämann sät das Wort«* (Mk 4,14).

In der Fassung desselben Gleichnisses beim Evangelisten Matthäus wird in der Deutung gar nicht mehr auf das Wirken des Sämanns direkt zurückgegriffen, sondern davon gesprochen, wie der Same bei einzelnen Menschen, die *»das Wort vom Reich«* hören, aufgenommen wird (vgl. Mt 13,19-23).

Ein Blick in die Fassung dieses Gleichnisses nach dem Evangelisten Lukas zeigt uns noch eine andere feine Verschiedenheit: Lukas spricht nicht mehr vom Sämann, sondern deutet das Gleichnis sofort mit dem Satz: *»Der Samen ist das Wort Gottes«* (Lk 8,11).

Für die Verfasser der Evangelien stellt die Zeit der Verkündigung die Zeit der Kirche dar. Es ist Zeit der Aussaat. Wer jeweils der Sämann ist, wird nicht genau gesagt. Wichtig ist: Das Wort Gottes wird ausgestreut und trifft wie ein

Same auf verschiedene Bodenarten. Man geht in der Deutung sicherlich nicht fehl, wenn man dieses Bild auch auf das Wirken Jesu selbst bezieht: Er ist der Sämann, der den Samen des Wortes Gottes zu seiner Lebenszeit aussät und dessen Wort auch weiterhin vernehmbar wird, als Wort vom Reich Gottes in unterschiedlicher Weise aufgenommen wird, bisweilen fruchtlos bleibt, bisweilen vielfältige Frucht als Ertrag einbringt. Ja, der Same des Wortes Gottes hat eine solche Kraft, dass die Erde von selbst ihre Frucht hervorbringt.

Das Bild von der Aussaat des Wortes Gottes ist so sprechend, dass es zu jeder Zeit, selbst in einer nicht agrarischen Kultur, unmittelbar verstanden werden kann. Für die Mitarbeiter im Bereich der Kirche kann dieses Bild etwas aussagen über ihre eigene Berufung und Sendung. Kirche und alle, die in ihr tätig sind, wissen sich in diesen Auftrag hineingestellt, berufen, in einer Zeit der Aussaat zu stehen und sich in ihrem Wirken von dem beeindruckt zu lassen, was Jesus selbst in der Gleichnisrede für sein eigenes Wirken offenbart macht. Das Wort von der selbstwachsenden Saat schenkt der Sendung, im Dienst des Wortes Gottes zu stehen, ein grundlegendes Vertrauen: Welche Kraft liegt in diesem Wort, und welche Gelassenheit ist für denjenigen möglich, der den Samen auf den Acker sät, schlafen kann, wieder aufsteht, Tag und Nacht erlebt, und der nicht weiß, wie der Samen keimt und wächst und Frucht bringt!

In der gegenwärtigen kirchengeschichtlichen Stunde haben die deutschen Bischöfe mit ihrer Schrift »*Zeit zur Aussaat*« – *Missionarisch Kirche sein*« auf die Gleichnisrede Jesu zurückgegriffen. Die missionarische Spiritualität, die es braucht, »*um in der heutigen Zeit dem Auftrag Jesu zu entsprechen*« (Seite 11), wird im Bild von der »*Hand, die aussät*«, ausgedeutet (Abschnitt II, 11-15). Die unterschiedlichen Felder pastoraler Tätigkeit werden als Wege missionarischer Verkündigung unter dem Bildwort dargestellt, »*wie die Saat aufgeht*« (Abschnitt III).

Ob als Priester, als Diakon oder auch als Bischof, ob als Gemeindereferentin / Gemeindereferent oder Pastoralreferentin / Pastoralreferent, ob als Vater oder Mutter, als Katechetin / Katechet, Lehrerin / Lehrer oder in anderen Bereichen kirchlicher Pastoral: Jeder empfindet sich als einer, der in eine Zeit der Aussaat hineingestellt ist und der die Erfahrung machen muss, die Jesus von dem Sämann schildert: dass das Wort auf unterschiedliche Weise aufgenommen wird, sei es, dass es auf den Weg fällt und durch irgendwelche Kräfte (»*die Vögel kamen und fraßen sie*«) zerstört wird, sei es, dass dieses Wort kaum

auf Aufnahme trifft, weil die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens keine Kräfte entwickelt, die durchhalten und dem Wort Raum geben, sei es, dass die Sorgen des alltäglichen Lebens und vordergründige Wirklichkeit sich so breit machen, dass das Wort erstickt, oder sei es tatsächlich so, dass das Wort auf einen guten Boden fällt, gehört und aufgenommen wird, so dass es reiche Frucht bringen kann. Jeder, der in der Pastoral arbeitet, wird sich sehr gut in diesem Bild mit unterschiedlichen Situationen, Begegnungen und Erfahrungen wiederentdecken können. Vielleicht wächst in ihm auch die Dankbarkeit, am Geschick des göttlichen Sämanns Jesus Christus teilnehmen zu dürfen, der die kostbare Rede vom Vater über Gottes Reich bringt und ähnliche Erfahrung machen muss, ja der selber als das Wort und das Reich des Vaters, als das Angebot schlechthin nicht ungeteilte Aufnahme und Zustimmung erfährt und oft genug nicht zu jener Fruchtbarkeit findet, die von seiner inneren Kraft her möglich wäre.

Gegenüber den vielfältigen Erfahrungen mit der Aufnahme des Wortes Gottes in den Herzen der Menschen rückt das Vertrauen auf die selbstwachsende Saat eher in den Hintergrund. Aber gerade diesen Aspekt in einer Zeit der Aussaat in den Blick zu nehmen, kann sicherlich stärkend und trostvoll sein.

Berufen zur Ernte?

In das Bild vom Sämann passt sehr schön das Wort, das Jesus im Johannes-Evangelium einmal seinen Jüngern als Sprichwort überliefert: *»Einer sät, und ein anderer erntet«* (Joh 4,37). Die Bildrede von der Aussaat drängt auf das Bild von der Ernte hin. Das Wort will Frucht bringen. Nur so kommt es zur vollen Entfaltung. Nur so zeitigt der Samen seine Wirkung. Für eine missionarische Spiritualität in unserer Situation mag es eine hilfreiche Perspektive sein zu wissen, dass dieser Zeit der Aussaat eine Zeit der Ernte folgen wird. Die Hoffnung, die Jesus selbst bei der Aussaat seines Wortes erfüllt, dass dieses Wort dreißigfache, sechzigfache und hundertfache Frucht bringen kann, schenkt dem glaubenden Menschen ein sicheres Fundament für sein eigenes Wirken im Dienst des Reiches Gottes.

Diese Perspektive lässt sich erweitern auf jene christologische Dimension hin, von der das Wort Jesu erfüllt ist: *»Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht«*



(Joh 12,24). Wer mit vollem Einsatz in der Zeit der Aussaat wirkt, wer dabei sein Leben nicht schont, sondern es in diese Aussaat hineingibt, darf von der Hoffnung erfüllt sein, das Schicksal Jesu zu teilen, der als Weizenkorn in die Erde gelegt wurde, der starb und auf diese Weise vielfältige Frucht brachte. Vielleicht kommt sogar in diesem Bildwort Jesu die Gleichnisrede vom Sämann erst wirklich zu ihrer Aufgipfelung: Das Wort Gottes wird als Samenkorn in die Erde gelegt. Es muss das Schicksal des Todes erleiden, um wirklich aufzugehen und reiche Frucht zu bringen. Der Evangelist Johannes stellt dieses Herrenwort in den Zusammenhang der Rede Jesu über seine Stunde, die er als Erfüllung seines Lebens erwartet: *»Die Stunde ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht wird«* (Joh 12,23). Diese Verherrlichung geschieht

durch das Sterben des Weizenkorns. Derjenige, der sich Jesus anschließt, wird in diesen Lebens- und Sterbeprozess hineingenommen: *»Wer an seinem Leben hängt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben. Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein. Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren«* (Joh 12, 25-26).

Im Kontext der johanneischen Rede vom Weizenkorn, von der Ernte, die der Aussaat folgt, leuchtet allerdings noch ein anderer Zusammenhang auf, der nicht einfach die logische Folge von Aussaat und Ernte bedenkt, sondern ausdrücklich die Ernte in den Blick nimmt und betont.

Das Sprichwort, dass einer säe und ein anderer ernte, wird von Jesus in einem interessanten Zusammenhang verwendet. Es ist das Kapitel von der Rede Jesu mit der Samariterin. Im Kontext der Bekehrung dieser Frau fällt der Satz: *»Ich habe euch gesandt, zu ernten, wofür ihr nicht gearbeitet habt«* (Joh 4,38). Die Jünger sind verwundert darüber, dass Jesus mit der Samariterin geredet hat. Sie bringen ihm etwas zu essen, und er spricht davon, dass es seine Speise sei, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat, und dessen Werk zu Ende zu führen (vgl. Joh 4,34). Offensichtlich ist für ihn die Begegnung mit dieser samaritanischen Frau in diesen Zusammenhang hineingestellt, das Werk

In der Gemeinschaft der Kirche haben alle Christen durch ihre sakramentale Gleichgestaltung mit Jesus Christus eine fundamentale Gleichheit und gemeinsame Würde. Ihre gemeinsame Teilhabe an den Gaben des Heils begründet das gemeinsame Priestertum aller Getauften und ihre gemeinsame Verantwortung für die Sendung der Kirche. Mit ihren unterschiedlichen Charismen, Diensten und Ämtern tragen alle zum Aufbau des Leibes Christi bei und dienen der Sendung der Kirche für die Welt.

Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde

des Vaters zu Ende zu führen. Jetzt aber spricht Jesus bereits von der Ernte: *»Blickt umher und seht, dass die Felder weiß sind, reif zur Ernte. Schon empfängt der Schnitter seinen Lohn und sammelt Frucht für das ewige Leben, so dass sich der Sämann und der Schnitter gemeinsam freuen«* (Joh 4,35b-36). Es ist offensichtlich, dass Jesus sich angesichts der Bekehrung dieses einzigen Menschen in der Lage sieht, von der Ernte zu sprechen.

Hier kann noch einmal an das Wort vom sterbenden Weizenkorn erinnert werden, das Jesus zwar angesichts seiner Stunde, mit der die Todesstunde gemeint ist, ausspricht, das aber auch provoziert wird aus der Situation; denn es sind einige Griechen, die zum Fest nach Jerusalem gekommen sind und an Philippus herantreten mit der Bitte: *»Herr, wir möchten Jesus sehen«* (Joh 12,21). Jetzt kann Jesus davon sprechen, dass die Stunde gekommen sei, in der der Menschensohn verherrlicht wird. Es ist dieselbe Situation: Menschen wenden sich Jesus zu, und er schaut auf die Vollendung. Er wagt es, von der Ernte zu sprechen.

Das Bild von der Ernte wird auch bei den Synoptikern verwendet. So spricht Matthäus davon, dass Jesus viele Menschen sieht und mit ihnen Mitleid hat, weil sie wie Schafe sind, die keinen Hirten haben. *»Da sagte er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden«* (Mt 9,37-38). Jesus spricht ausdrücklich nicht davon, um Arbeiter für die Aussaat zu bitten, sondern für die Ernte.

Es ist sehr deutlich, dass Jesus in der Tiefe seines Herzens von der Fruchtbarkeit seines Werkes überzeugt ist. Er ist gesandt, um den Willen des Vaters zu tun und dessen Werk zu Ende zu führen. In seiner Bereitschaft, bis zum Sterben bis in den Untergang zu gehen, von dem seine Stunde gezeichnet ist, lebt er von der Überzeugung, dass das die Stunde der Verherrlichung ist, die Stunde der Ernte. Er ist der Sämann, der das Wort aussät. Aber er ist auch der, der dem Vater die Ernte überbringen kann.

Der Blick der Christen auf die Erlösung der Welt

Christen glauben, dass die Erlösung der Welt vollzogen ist. Sie glauben daran, dass im Pascha-Geheimnis das Werk des Vaters vollbracht wurde. Die Ernte Gottes, dass die Welt gerettet ist und ihr Heil in Jesus Christus findet, ist geschehen. Die Kirche versteht sich als Werkzeug, als Sakrament dieses Heiles.

Sie ist das Werkzeug, der Welt von der geschehenen Erlösung zu sprechen, sie ihr anzusagen und zugleich durch die Sakramente und durch die Gestalt Jesu Christi zu geben. Deshalb braucht es Arbeiter, die dieses Wort aussäen, die aber auch in diesem Wort bereits die Ernte Gottes berühren dürfen. Es braucht Arbeiter, die von der vollzogenen Erlösung sprechen und mitwirken, dass diese Erlösung alle Menschen erreicht, auf alle Menschen trifft, von allen Menschen aufgenommen wird und so zur Reifung und Ernte kommt.

Die Bilder von der Aussaat und der Ernte fallen im Erlösungswerk Jesu Christi in eins. Während allerdings das Bild von der Aussaat mehr von der Schwere des Sämanns und seiner Arbeit geprägt ist, der durch die Ackerfurchen stampft, ist das Bild von der Ernte stärker von der Freude und dem Jubel erfüllt, den gerade die Liturgie immer wieder neu zum Klingen bringt. Das Bild von der Ernte entlastet in einer Zeit der Aussaat. Es ist von der Hoffnung getragen: Der Glaube lohnt sich; denn er steht auf einem festen Grund – der Stunde des Herrn. Sie ist in der Tat gekommen, der Menschensohn ist verherrlicht. Wir leben in der Zeit der Erlösung. Wir haben keinen Grund zu Frustration, Enttäuschung, Verzweiflung, Bitterkeit und Resignation; das entscheidende Werk ist vollbracht. Der Sohn hat das Haupt im Tod zur Erde geneigt und ihr den Geist übergeben. Es ist der Geist, der den Aposteln eingehaucht wird und von der Versöhnung Gottes mit der Welt spricht.

Arbeiter in der Kirche sind berufen zur Aussaat, sie sind hineingestellt, die Ernte auszusäen, die Ernte zu künden, die Ernte zu bezeugen. Sie können mit ihrem Leben Boden für das Wort vom Reich Gottes sein, das in Jesus zur Erfüllung gekommen ist. Angesichts der Erlösungstat Jesu Christi ist die Ernte groß. Dafür braucht es Arbeiter, überzeugte Christinnen und Christen, die sich in ihrer Hoffnung nicht erschüttern lassen, weil sie an die Kraft der Liebe, die die Wahrheit ist, glauben können.

■ *Felix Genn, geb. 1950; Priesterweihe 1976; Promotion zum Dr. theol.; zum Weihbischof von Trier ernannt 1999; zum Bischof von Essen ernannt 2003.*

Wenn es ganz konkret wird – Personalplanung und Personalentscheidungen

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch

»Das Evangelium muss auf zwei Füßen einherkommen« – mit diesem geflügelten Wort werden zuweilen Diskussionen über zeitgemäße Formen der Pastoral oder über neue Methoden der Glaubensweitergabe zusammengefasst. Dabei schwingen zwei Bewegungen mit: auf der einen Seite Hoffnung und Vertrauen auf die vielen, die sich hauptberuflich oder ehrenamtlich engagieren, auf der anderen Seite aber auch die Sorge, dass alle noch so gut durchdachten Konzepte nichts bewirken, wenn nicht genügend oder nicht die richtigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Verfügung stehen. Somit ist jede Pastoralplanung sehr eng mit der Personalplanung verbunden, jeder Personalreferent eines Bistums ist in gewisser Weise auch ein »Pastoralreferent«.

Pastorale Planung hat viel von ihrer Faszination verloren, die sie vor einigen Jahren auch im kirchlichen Raum hatte und die etwa im Anschluss an die »Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland« die Entwicklung der Kirche in unserem Land deutlich prägte (vgl. etwa die Beschlüsse der Synode: »Die pastoralen Dienste in der Gemeinde« und »Rahmenordnung für die pastoralen Strukturen und für die Leitung und Verwaltung der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland«, Offizielle Gesamtausgabe Bd. I, Freiburg 1976, 597-636 und 688-726.). Heute sehnen sich viele weit mehr nach Spontaneität und suchen kleine Räume, in die sie ihre eigenen Fähigkeiten und Vorstellungen einbringen und in denen sie sich verwirklichen können. Dennoch kommt pastorales Handeln an Planung nicht vorbei: Wer für andere oder gar ein größeres Ganzes Verantwortung trägt, kommt nicht darum herum, vorzuschauen, Absprachen zu treffen und Vorgaben zu machen, damit die Einzelnen wissen, woran sie sind, und sich verantwortlich einbringen können. Planung und Vorausschau gehören offenbar so sehr zum Leben und auch zum Leben aus dem Glauben, dass Jesus sie im Gleichnis von dem, der einen Turm bauen (Lk 14,28-30), oder vom König, der gegen einen anderen in den Krieg ziehen will (Lk 14,31-32), als Beispiel für verantwortliches Handeln in seiner Nachfolge heranzieht.

Die pastoralen Aufgaben

Wer verantwortlich planen will, muss die *Vorgegebenheiten* ernst nehmen. Dazu gehört in Deutschland eine oft zum Teil über Jahrhunderte gewachsene Pfarrestruktur. Sie ist gerade in den Diözesen im Süden besonders ausgeprägt. So ist etwa die Erzdiözese Freiburg mit 1083 Pfarreien die Diözese Deutschlands mit der absolut höchsten Zahl der Pfarreien. Auch wenn diese von recht unterschiedlicher Größe sind (die kleinste zählt 37, die größte 7780 Katholiken), so signalisiert eine solche Zahl doch einen ungeheuren Erwartungsdruck. *Jede Gemeinde will leben, will respektiert sein und geht davon aus, dass ihren Wünschen und Bedürfnissen seitens des Bischofs Rechnung getragen wird.*

Dazu kommt, dass die *pastorale Situation* oft recht verschieden ist. Es gibt nicht nur den nach wie vor deutlichen Unterschied zwischen (Groß-)Stadt und Land und zwischen Gegenden, die deutlich von einer klaren katholischen Tradition, und anderen, die viel stärker von einer Diaspora-Situation geprägt sind, weil dort die Katholiken eine Minderheit darstellen oder erst nach dem Zweiten Weltkrieg zugezogen sind. Es gibt auch den Unterschied zwischen relativ geschlossenen Pfarreien und solchen, zu denen (zum Teil seit Jahrhunderten) Nachbarorte und Filialgemeinden gehören. Nicht zuletzt gibt es zwischen den Gemeinden deutliche Unterschiede in der pastoralen Situation (zum Beispiel Gottesdienstbesuch, Mitarbeit von Ehrenamtlichen, soziales Engagement, geistliche Gruppen). Unterschiedliche Prägungen, konkrete örtliche Gegebenheiten und eigene Erwartungen führen allzu oft zu recht massiven Ansprüchen und Forderungen. So kann die Tatsache, dass es in einer Pfarrei ein reges Leben mit zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und einem guten Gottesdienstbesuch gibt, ebenso zur Forderung nach verstärktem hauptberuflichen Personal führen wie die umgekehrte Feststellung, dass in einer Gemeinde wenig Aktivität zu finden ist, der Gottesdienstbesuch an der untersten Grenze liegt und daher eine konzentrierte Aufbauarbeit und somit eine personelle Verstärkung besonders notwendig seien.

Andererseits ist die *Pfarrestruktur* jedoch eine Größe, die vielerorts nur noch beschränkt dem heutigen Leben gerecht wird. *Der soziale Raum, der das Leben der Menschen prägt, ist meist weit größer* – und dies nicht nur in den Städten. Deswegen richtet sich die Personal- und Pastoralplanung in vielen Diözesen nicht mehr primär nach den einzelnen Pfarreien, sondern nach größeren pastoralen Räumen, die u.a. »Seelsorgeeinheiten«, »Pfarreienge-

meinschaften« oder »Pfarrverbände« genannt werden. Die damit verbundenen Konsequenzen werden von vielen als schmerzlicher Abschied erfahren.

Es gilt, von gewohnten Vorstellungen und Denkhorizonten Abstand zu gewinnen. Der Prozess läuft nicht nur quer durch die Diözesen, sondern auch weithin quer durch die einzelnen Pfarreien ungleichzeitig und uneinheitlich. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Konzentration auf die Pfarrestruktur in der Pastoral eine neuere Entwicklung unserer Kirche ist. Strukturen müssen stets dem Leben der Menschen angepasst werden und nicht umgekehrt. Auch hier gilt das Wort von Papst Johannes Paul II.: »Der Weg der Kirche ist der Mensch« (Enzyklika REDEMPTOR HOMINIS, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 6, 26).

Die Personalsituation

Seelsorge zielt nicht nur auf die Menschen, sie lebt auch von den Menschen, die sie wahrnehmen. Auch unter ihnen gibt es recht unterschiedliche, manchmal geradezu diametrale Vorstellungen und Erwartungen. Vor allem aber stellen sie in der derzeitigen Umbruchsituation eine Größe dar, deren Zahl und zahlenmäßige Entwicklung nur zum Teil kalkulierbar sind.

Die Zahl der *Priester* wird in den kommenden zehn Jahren im deutschsprachigen Raum weiterhin deutlich zurückgehen. Dies machen sowohl die Altersstruktur der im aktiven Dienst stehenden Priester als auch die geringer werdende Zahl der derzeitigen Kandidaten des priesterlichen Dienstes deutlich. Ein verstärkter Einsatz von Priestern aus anderen Ländern, wie er zuweilen gefordert wird, hilft nur bedingt weiter, da die Seelsorge mehr denn je ein hohes Maß an sprachlicher Kompetenz und an Einfühlungsvermögen mit den Menschen in ihrem kulturellen Umfeld erfordert. So lässt die Zahl der Priester durchaus realistische Prognosen für die nächsten zehn Jahre, aber nur begrenzt darüber hinaus zu.

Aber auch die Zahl der *Ständigen Diakone, der Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten sowie der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten* wird in den nächsten Jahren nicht so wachsen wie gewünscht. In vielen Diözesen zeichnet sich aufgrund der zurückgehenden Zahl an Bewerberinnen und Bewerbern ein deutlicher Rückgang ab. Auch lassen die sich abzeichnenden finanziellen Probleme viele zögern, weiter in verstärktem Maße hauptberufliche pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einzustellen. Schließlich

übernimmt jede Diözese die Verantwortung für die, die in ihrem Dienst stehen, und möchte ihnen für ihre berufliche Tätigkeit ein gesichertes Einkommen garantieren. Angesichts dieser Entwicklungen, nicht zuletzt aufgrund der großen Fluktuation unter denen, die im Beruf stehen, ist es äußerst schwierig, eine verlässliche längerfristige Prognose zu erstellen. Die Unsicherheit in der Frage, wie viele Personen für einen hauptberuflichen Einsatz in der Pastoral jeweils zur Verfügung stehen, erschwert jede Planung und setzt ihr Jahr für Jahr neue Grenzen.

Persönliche Situation der Seelsorger und Seelsorgerinnen

Die Zahl der Personen, die hauptberuflich in der Pastoral eingesetzt werden können, ist eine Seite der Medaille. Die andere Seite stellen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter selbst mit ihren Fähigkeiten und Charismen dar. *Jede qualifizierte Personalplanung wird – und dies muss gerade für die Kirche gelten – die persönliche Situation des Einzelnen im Blick haben:* des Priesters, des Diakons, der Pastoralreferentin oder des Pastoralreferenten wie auch der Gemeindereferentin oder des Gemeindereferenten. Neben deren besonderen Interessen und entfaltetem oder auch mangelnden Fähigkeiten setzen die familiäre Situation, das Alter und die Gesundheit einer Planung zuweilen deutliche Grenzen. Dies gilt oft auch im Blick auf die Erwartungen der Pfarreien, die etwa durchweg darauf zielen, dass Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten jung sind und sich besonders der Jugendarbeit annehmen.

In gleicher Weise sind die *Erwartungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter* bei der Planung zu berücksichtigen. Dabei geht es nicht nur um das Einbringen eigener Vorstellungen und Fähigkeiten, um die Frage der Kooperation, der örtlichen Seelsorgestruktur und der geforderten oder möglichen kategorialen Schwerpunkte, sondern nicht zuletzt auch um betont pointierte Wünsche nach dem Raum, in dem die Stelle liegen soll. Die Frage nach der geographischen Lage des Ortes spielt allzu oft eine weit größere Rolle als die vor Ort anstehenden Aufgaben oder die bei der Ausschreibung genannten pastoralen Schwerpunkte.

Noch mehr wächst der Wunsch nach einem Einsatz in der *Sonderseelsorge*. In keinem anderen Bereich sonst ist die Zahl der hauptberuflichen Stellen so gewachsen (wie etwa in diözesanen Einrichtungen, in der Krankenhaus-, Kur- und Jugendseelsorge). Oft steht hinter solch einem Wunsch nach einem hohen

Maß an personaler Seelsorge auch das Bestreben nach einer klaren Arbeitszeit möglichst ohne Verpflichtungen an Abenden, Sonntagen u.a.

Theologische Vorgaben

Es ist nicht immer leicht, Priestern sowie pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und auch den Gemeinden zu vermitteln, dass es auch *bestimmte theologische und ekklesiologische Vorgaben* gibt. Da die Leitung einer Gemeinde eng mit dem Vorsitz bei der Feier der Eucharistie verbunden ist, kann sie nur einem Priester übertragen werden. So ist bei jeder Planung zu klären, wie die Zuordnung der Gemeinde zu einem Priester sichergestellt werden kann. Dies erfordert von den Betroffenen viel Überlegung, große Flexibilität und ein hohes Maß an Bereitschaft, sich der Situation und ihren Anforderungen zu stellen. Wenn Planung ihre Verantwortung für das Ganze und damit für die Gemeinden und die Aufgaben in der Sonderseelsorge sowie für die Seelsorger und Seelsorgerinnen wahrnehmen will, kommt sie nicht darum herum, Vorgaben zu machen und deren Umsetzung jeweils der Situation entsprechend anzugehen.

Personalplanung erfordert Dialog

Die Personalplanung steht somit im *Spannungsfeld verschiedener Pole*: Die zu besetzenden Stellen und die Vorstellungen der Gläubigen spielen eine ebenso gewichtige Rolle wie die Zahl der vorhandenen Kräfte sowie die Fähigkeiten und Erwartungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Zudem beeinflussen ekklesiologische Vorgaben und die Zielvorstellungen der Diözese jede Personalentscheidung.

Planung erfordert daher einen ständigen Dialog zwischen allen Beteiligten. Sie lebt entscheidend vom Gespräch mit den Betroffenen und davon, ob und wie es gelingt, sie in die Überlegungen einzubeziehen, ihnen die – oft nicht zu verändernden – Vorgaben zu vermitteln und sie für die gemeinsame Sache zu motivieren. Je mehr es gelingt, die konkrete Planung plausibel zu machen und Priester wie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu motivieren, desto mehr wachsen Einsatzfreude und pastorales Engagement. Da aber deutliche Vorgaben und zahlreiche Wünsche zu berücksichtigen sind, geht es nicht ohne Kompromisse. Ohne die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, sind kooperative Pastoral und verantwortliche Planung nicht möglich.

Eine erste Form des Dialogs besteht darin, die zu besetzenden Stellen auszusprechen und dabei die zu übernehmenden Aufgaben zu beschreiben. Es ist etwa für so manchen Pfarrgemeinderat eine sehr gute Erfahrung, nicht nur nach zusätzlichem Personal zu verlangen, sondern sich im Vorfeld intensiv mit der Frage auseinander zu setzen, welche Aufgaben die neue Frau / der neue Mann im Zusammenspiel mit anderen übernehmen soll. Erfordern diese Aufgaben den Dienst eines Priesters, eines Ständigen Diakons, eines akademisch ausgebildeten Theologen oder einer Gemeindeferentin bzw. eines Gemeindeferenten? Wie gelingt es, durch die Auswahl das Profil der Gemeinde weiter zu stärken? Nicht zuletzt: Welche Hilfen können wir zur Verfügung stellen, dass diese Ziele auch erreicht werden können? Das Ergebnis dieser Überlegungen fließt in die *Stellenausschreibung* ein und vermittelt den Interessenten einen ersten Einblick in die Erwartungen der Gemeinden.

Bevor eine hauptberufliche pastorale Mitarbeiterin bzw. ein hauptberuflicher pastoraler Mitarbeiter sich für eine Stelle entscheidet, muss er mit den Verantwortlichen des Bistums sowie der Pfarreien bzw. der Seelsorgeeinheit ins Gespräch kommen. Die Stellenausschreibungen allein reichen nicht aus, um einen guten Einblick in zu übernehmende Aufgaben zu bekommen und die gegenseitigen Erwartungen abzuklären.

Zuweilen zeigt es sich trotz aller vorbereitenden Gespräche erst im Nachhinein, dass es nicht gelungen ist, den richtigen Mann bzw. die richtige Frau mit der geeigneten Stelle zusammenzubringen. Diese Erfahrung erweist sich für alle Beteiligten als sehr schmerzlich, da sie elementare Erwartungen enttäuscht sehen. Wenn eine Klärung der Schwierigkeiten und Lösungen durch Supervision oder Fort- und Weiterbildung nicht weiterhelfen, bedarf es des Mutes, das Scheitern einzugestehen und einen Schlussstrich zu ziehen. Dies den Beteiligten so nahe zu bringen, dass es keine Gewinner und Verlierer gibt, erfordert ein hohes Maß an Vermittlung.

Letztlich geschieht jeder Einsatz einer Mitarbeiterin oder eines Mitarbeiters auch in *Rückbindung an eine diözesane Personalentwicklung*. Das Wort »Personalentwicklung« ist derzeit in vieler Munde und wird zuweilen recht unbedarft verwendet. Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter davon reden, dann schwingen oftmals recht diffuse Vorstellungen mit. Sie verbinden damit etwa die Erwartung, besser gefördert zu werden und sich stärker in Arbeitsprozesse einbringen zu können, und erhoffen sich einen Zugewinn an Einfluss, eine höhere Stellung und letztlich auch eine bessere Bezahlung.



Dabei wird jedoch übersehen, dass Personalentwicklung zunächst ein Instrument der *Personalführung* ist. Traditionell versteht man darunter Maßnahmen, die der Qualifizierung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für derzeitige und zukünftige Aufgaben dienen, um die richtige Person zur rechten Zeit an den passenden Ort zu stellen. Im Mittelpunkt steht somit nicht der Einzelne, sondern die zu erledigende Arbeit und letztlich die vorgegebenen Ziele. Diesen werden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter untergeordnet.

Eine solche Form der Personalentwicklung wird jedoch nur schwerlich der christlichen Soziallehre und dem *Grundverständnis des kirchlichen Dienstes* gerecht. Die Rede von der Dienstgemeinschaft, die ihren Dienst als Teil des

Sendungsauftrags der Kirche versteht, bedingt, dass kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht nur als Personal, sondern als Personen wahrgenommen und dementsprechend gefördert werden müssen.

Dieser Aufgabe wird in Zukunft eine größere Bedeutung zukommen. In Zeiten des Personalmangels spielen Fragen eines gezielten Personaleinsatzes, der die Anforderungen an den Stellen/Pfarreien und die Fähigkeiten und Erwartungen der hauptberuflichen Kräfte möglichst gut zusammenbringt, eine herausragende Rolle. Die Diözesen müssen darauf achten, dass das Personal so effizient eingesetzt wird, dass die Charismen der Einzelnen gut zur Geltung kommen. Weiterhin gilt es, die Fähigkeiten der Einzelnen durch gezielte Fort- und Weiterbildung zu stärken und sie qualifizierter auf die einzelnen Aufgaben vorzubereiten. Auf der anderen Seite verlangt es auch von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein hohes Maß an Fortbildungsbereitschaft und Flexibilität. Die Kunst der Personalführung besteht gerade darin, beides zusammenzuführen.

Die Besonderheit des kirchlichen Dienstes

Bei aller Notwendigkeit, den Personaleinsatz in den Diözesen effizienter und zielgerichteter zu planen, darf nicht die Besonderheit des kirchlichen Dienstes übersehen werden. *Es geht uns nicht um Arbeitskräfte, die ihren Job tun, sondern um Menschen, die von ihrem Glauben gemäß dem Evangelium Zeugnis ablegen.* Ziel all unseres Wirkens ist das Reich Gottes, an dem wir mitwirken dürfen. Dies erfordert einen besonderen Umgang miteinander und eine Achtung der jeweils geschenkten Charismen und Gaben. So gehören Sorgfalt und Aufmerksamkeit füreinander ebenso zu den Methoden kirchlicher Personalführung wie Ziel- und Leistungsorientierung.

■ **Robert Zollitsch**, geb. 1938; Priesterweihe 1965; Promotion zum Dr. theol.; Leitung der Abteilung Seelsorge – Personal im Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg; zum Erzbischof von Freiburg ernannt 2003.

Anmerkungen zu einer kooperativen Pastoral

Weihbischof Dr. Johannes Kreidler

Die Zukunft der Seelsorge wirft Fragen auf und löst Diskussionen aus. In zahlreichen deutschen Bistümern wird seit Jahren nach einem schlüssigen Konzept für die Profilierung und die wechselseitige Zuordnung der verschiedenen pastoralen Dienste gefragt. In den Gemeinden, aber auch in den Berufsgruppen der pastoralen Dienste wird intensiv und zum Teil kontrovers um die eigene Zukunft gerungen. Ungeklärte pastorale Zuständigkeiten führen zu Konflikten. Der Umbruchprozess, in dem die Gemeinden stehen, erfordert Konzepte kooperativer Seelsorge, die ihm angemessen und realitätsnah begegnen. Zu den Möglichkeiten einer kooperativen Pastoral, zu Fragen der Gemeindeleitung und der gegenseitigen Zuordnung der kirchlichen Ämter und Dienste in den Pfarrgemeinden haben die deutschen Bischöfe Stellung genommen (Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde, Die deutschen Bischöfe 54). Pastoralpläne, Struktur- und Personalpläne stellen Formen der Zusammenarbeit und Modelle für die Kooperation pastoraler Dienste vor, die in vielen Diözesen auch bereits praktiziert werden. Dabei gibt es durchaus positive Entwicklungen. In vielen Gemeinden gibt es gute Teamarbeit, gibt es kooperative Pastoral.

Ein schlüssiges Konzept

Kooperative Seelsorge muss mehr sein als Krisenbewältigung. Sie ist die Entscheidung zum kreativen, mutigen Nachdenken und Experimentieren des Weges der Kirche im dritten Jahrtausend, mit der Frage nach einem »schlüssigen Konzept für die Profilierung und die wechselseitige Zuordnung der verschiedenen pastoralen Dienste« (Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde, a.a.O., 5). Kooperative Pastoral ist eine Option der Bischöfe. Sie ist als ein Prozess zu begreifen.

Ein Blick in das Neue Testament zeigt, dass vor allem der Apostel Paulus darauf abhebt: Gott befähigt in Christus die Glaubenden dazu, gemäß ihren Talenten und ihren Fähigkeiten am Aufbau der Kirche mitzuwirken. Die Basis

dieser Kooperation ist die Begabung eines jeden einzelnen Christen, in der sich seine unverwechselbare Berufung zeigt. Zugleich kommt die Vielzahl der Begabungen in den Blick, die der Gemeinschaft der Glaubenden geschenkt ist. So erschließt sich die Unterschiedlichkeit der Gemeinde-Dienste als die große Chance, dass alle Getauften ihren Platz in der Kirche finden und die anderen in der Andersheit ihrer Begabungen anerkennen. Paulus eröffnet gewissermaßen Möglichkeiten einer »kooperativen Pastoral«.

Kooperative Pastoral meint nicht einfach ein besseres Zusammenwirken der Hauptberuflichen, sondern das Zusammenwirken von ehrenamtlichen, nebenberuflichen und hauptberuflichen pastoralen Diensten. Sie gründet im gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen. Sie hat die Chance, die *Communio* im alltäglichen Zusammenhang als »mit-ein-ander« umzusetzen. Das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen befähigt alle mitzuwirken und lädt sie dazu ein.

Dienst an den Charismen

Kooperative Pastoral ist Dienst an der Lebendigkeit der Charismen. Sie bringt zwei Dimensionen christlicher und kirchlicher Existenz zum Tragen: die *Koinonia* und die *Diakonia*. Es wird sichtbar: Wir alle brauchen einander und gewinnen alle dabei. Kooperative Pastoral fördert die Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laien, zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen auf allen Ebenen pastoralen Wirkens: innerhalb einer Pfarrgemeinde, zwischen Gemeinden innerhalb einer größeren Einheit und darüber hinaus zwischen der territorialen und kategorialen Seelsorge. Und es könnte sein, dass durch vermehrte Kooperation vor Ort neue pastorale Zentren und pastorale Räume entstehen, denn pastorale Kooperation meint auch die Zusammenarbeit von Gemeinden in Beziehung auf den Lebensraum des Menschen. »Das Wesen der Kirche als *Communio* erfordert eine kooperative Pastoral. Unter diesen Voraussetzungen muss insbesondere der Dienst des Pfarrers und der anderen hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erörtert werden, zumal dann, wenn ein Pfarrer für mehrere Gemeinden zuständig ist« (Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde a.a.O., 10). Alle Kräfte in der Kirche sind aufeinander bezogen und müssen sich an ihrem Beitrag zum Dienst an der Einheit messen lassen. Kooperative Pastoral darf sich also nicht auf nachbarschaftliche Zusammenarbeit beschränken.

Im mystischen Leib Christi gibt es eine große Vielfalt an Diensten und Gnadengaben (vgl. 1 Kor 12,12), die allesamt zur Heiligung des christlichen Volkes bestimmt sind. In der gegenseitigen Sorge um Heiligkeit, die alle Glieder der Kirche beseelen muss, ist es unerlässlich, dafür zu beten, dass die Berufenen ihrer Berufung treu bleiben und im höchst möglichen Maße die Vollkommenheit des Evangeliums erlangen.

Aus der Botschaft des Heiligen Vaters zum Weltgebetstag 2004

In unserer immer mehr entsolidarisierten Gesellschaft von heute ist es ein Testfall für die Glaubwürdigkeit der Kirche, wie weit sie im Inneren und in den Beziehungen nach außen zur vorurteilslosen Kommunikation und zur wirklichen Kooperation fähig ist.

Die nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in der Kirche entstandenen neuen pastoralen Berufe, die von Männern und Frauen ausgeübt werden: der Dienst des Pastoralreferenten, des Gemeindereferenten und auch das Dienstamt des Diakons, sind ein integrativer Bestandteil jeder Pastoral. Soll der seelsorgerliche Dienst gelingen und sein Ziel, die Verwirklichung der *Communio* in den Gemeinden, nicht verfehlen, muss er selbst in der Zusammenarbeit aller geleistet werden. Die *Communio* der pastoralen Dienste ist Voraussetzung und auch Vorbild der *Communio* aller Glieder der Gemeinde. Sie ist ein wirksames Zeugnis dafür, wie das Miteinander im Geist Jesu Christi verwirklicht werden kann.

Grundhaltungen

Für das Gelingen einer kooperativen Pastoral sind Grundhaltungen gefordert: einander wahrnehmen und annehmen, sich selbst wahrnehmen und anneh-

men, vertrauen und von einander wissen, einander Anteil geben und vom andern Anteil nehmen. Unter den gegenwärtigen Bedingungen werden nur jene Männer und Frauen mit den Problemen zurechtkommen, die in sich selbst zu stehen vermögen, ein vom Communio-Gedanken geprägtes Verhältnis ihrer Aufgabe haben, und sich zuinnerst mit der Gemeinde und mit den Menschen, für die sie da sind, identifizieren.

Die zweifellos bestehenden Probleme der beruflichen Verunsicherung können nicht allein mit objektiven Faktoren (Definitionen, Festlegungen, Ordnungen) bewältigt werden. Es besteht die Gefahr, dass ein gesundes, ausgewogenes Miteinander der verschiedenen pastoralen Dienste im Sinne der kooperativen Pastoral durch Entwicklungen überlagert wird, die in der Praxis und mit der Macht des Faktischen alle Differenzierungen für die pastoralen Dienste und alle Überlegungen zur kooperativen Pastoral unmöglich machen. Bis zu einem gewissen Grad kann diese Gefahr durch eine sorgfältige Organisation und aufmerksame Begleitung abgefangen werden.

*Nur wer kirchlich und selbständig,
demütig und wagemutig,
gehorsam und um eigene Verantwortung wissend,
ein Beter und ein Täter ist,
der Vergangenheit und der Zukunft der Kirche verbunden ist,
nur der schafft Raum,
dass Gottes stürmender Pfingstgeist,
der ewig alte und ewig junge, in ihm wirkt,
das Angesicht seiner eigenen Seele erneuert,
sich seiner bedient,
um auch die Erde zu wandeln.*

Karl Rahner

Durchgängige Perspektive

Die Ausrichtung einer kooperativen Pastoral und ihre Einübung muss durchgängige Perspektive aller Programme für die Aus-, Fort- und Weiterbildung der pastoralen Dienste sein. Bei der Ausbildung pastoraler Berufe muss noch stärker die Kooperationsfähigkeit geweckt, geübt und als ernsthaftes Kriterium für die Zulassung zum kirchlichen Dienst zur Geltung gebracht werden. Praktikums- und Ausbildungsgemeinden müssen unter dem Gesichtspunkt ausgewählt werden, dass man dort kooperative Pastoral kennen lernen kann. In der geistlichen Begleitung, die in der Ausbildung aller pastoralen Dienste ihren festen Platz hat, muss die persönliche Beziehung zu Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern stets mitgesehen werden. In gut vorbereiteten, zeitlich begrenzten Projekten kann während der Zeit der Ausbildung und während der Phase der Berufseinführung die Zusammenarbeit vor Ort erprobt und eingeübt werden.

Der Weg zur kooperativen Pastoral und zur Erlangung der erforderlichen Kompetenzen verläuft also von Anfang an immer wieder über Stationen von Begegnungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen, die sowohl zweiseitig wie auch mehrseitig sein können. Von besonderer Bedeutung ist die Projektarbeit. In gut vorbereiteten, zeitlich begrenzten Projekten kann während der Zeit der Ausbildung und während der Phase der Berufseinführung die Zusammenarbeit vor Ort berufsgruppenübergreifend erprobt und eingeübt werden. Dies kann auch geschehen in der Form von Praktika, die vorzugsweise dort durchgeführt werden sollten, wo Teamarbeit sich schon bewährt hat.

Der gemeinsame Dienst

Jeder im Alltag der Seelsorge Stehende wird immer wieder vor die Frage gestellt, welche Rolle ihm unverwechselbar und unvertauschbar gemäß seiner persönlichen Berufung und Lebensform und gemäß seiner vom Bischof erhaltenen Weihe oder Beauftragung im gemeinsamen Werk zukomme. Gelingt es ihm nicht, diese Frage zu beantworten, seinen eigenen Weg zu finden und ihn zu bejahen, führt das unweigerlich zu Krisen. Zunächst ist wichtig, dass alle Beteiligten die Seelsorge als einen Dienst betrachten und ein klares Bild von der Gemeinsamkeit ihres Auftrages haben. Vor diesem Hintergrund sind dann

die Besonderheiten der verschiedenen pastoralen Berufe und ihre theologischen Qualifikationen zu umschreiben. Dabei stellen sich nicht nur für die neueren pastoralen Berufe (Ständiger Diakon, Pastoralreferent/in, Gemeindeferent/in) Fragen. Auch das Berufsbild des Priesters muss neu bedacht werden in seiner Beziehung zu den anderen Berufen. Die Theologie des sakramentalen Amtes ist im Wandel begriffen und die Theologie der pastoralen Laiendienste ist heute in vielen Punkten noch nicht hinreichend geklärt (zum Beispiel auch die Frage nach dem Spezifikum des Ständigen Diakonats). Das erschwert die persönliche Identitätsfindung gerade in der gegenwärtigen Situation des Priestermangels.

Wer ausgehend von der ihm persönlich zuteil gewordenen Berufung zum Dienst am Volk Gottes und in der Treue zu dieser Berufung, die auch die Unvollkommenheit der kirchlichen Situation in Kauf nimmt, seinen Weg zu gehen sucht, wird seine berufliche Identität finden können. Im Letzten wird der Blick auf das Gemeinsame aller pastoralen Berufe hilfreich sein, das die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils herausgestellt haben, indem sie den Dienstcharakter aller Ämter und Aufgaben betonten.

Die Vorgegebenheiten und Eigenheiten des Dienstes gilt es zu akzeptieren und in die eigene Berufsrolle zu integrieren. Das bedeutet nicht, dass damit ein Weg angezeigt wird, der auf Konformität angelegt ist. Als Volk Gottes auf dem Weg ist die Kirche in Entwicklung begriffen und verändert sich immer wieder, um ihrem Auftrag treu bleiben zu können. Sie braucht auf diesem Weg die konstruktive und kritische Solidarität aller ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

■ *Johannes Kreidler, geb. 1946; Priesterweihe 1972; Promotion zum Dr. theol.; zum Weihbischof von Rottenburg-Stuttgart ernannt 1991; zum Bischofsvikar ernannt im August 1991.*

»Was an den Leiden Christi noch fehlt« (Kol 1,24)

Weihbischof Johannes Kapp

Obwohl wir zu einer Pfarrei gehörten und unsere Heimatdörfer gar nicht weit voneinander entfernt waren, trafen wir uns kaum, weil wir in der weitgestreuten Diaspora zu verschiedenen Seelsorgsstellen gehörten und dort in den evangelischen Kirchen Gelegenheit zur Mitfeier der sonntäglichen Eucharistie hatten. Die Zuweisung heimatvertriebener Katholiken hatte die Gläubigenzahl in unserer Pfarrei – bisher rund 1.000 in ca. 40 Kleinstädten und Dörfern – von einem Tag auf den anderen auf 23.000 erhöht und neue Strukturen erforderlich gemacht. Vorher hätten wir uns sicher sonntags in der einzigen katholischen Kirche des Kreises getroffen und wären wohl auch miteinander Messdiener gewesen.

So trafen wir uns erstmalig bewusst, als ich in einer Gruppe Seminaristen zu einer Werkwoche in den Zentralort seiner Seelsorgsstelle kam, wo der zuständige Seelsorger bei einem evangelischen Bauern Unterkunft gefunden hatte und wir im gerade fertig gestellten Neubau eines Heimatvertriebenen campieren durften. Im übernächsten Dorf hatte er mit seinen Lehrereltern und seinen beiden älteren Brüdern im örtlichen Lehrerhaus nach der Vertreibung ein neues Zuhause gefunden. Aus Südmähren hatte der Weg über Österreich, wo er eine zeitlang eine Napola-Schule besucht hatte, nach Hessen geführt. Aus Südmähren hatte die Mutter auch ihre Kochkunst und österreichischen Charme mitgebracht, mit denen wir erfreut wurden, als wir an einem Abend mit unserer ganzen Gruppe dort Gast sein durften. Die frohe Gemeinschaft und herzliche Gastlichkeit des Abends schuf den Anfang einer Freundschaft mit ihm und seinem älteren Bruder – der älteste war beruflich bereits auswärts in der Ausbildung. Wir trafen uns jetzt schon öfter mal, tauschten uns aus und ich fragte ihn nach seinem weiteren Weg nach dem anstehenden Abitur: »Theologie?« Achselzucken seinerseits. Erst später erfuhr ich, dass der Lehrerkollege des Vaters, der mit seiner Frau im Lehrerhaus wohnte, ein Priester war, der sich als Verwundeter im Lazarett an eine ihn pflegende Schwester gebunden hatte.

Inzwischen mir freundschaftlich verbunden, begann er nach dem Abitur das Studium der Philologie an der Lahn, um dann bald an den Main zu wechseln, bis er ... ja, ich war inzwischen nach der Weihe Konviktsassistent und kam immer mal ins Priesterseminar – bis er von mir dort am Schwarzen Brett unter den Namen der demnächstigen Erstsemester entdeckt wurde. Das war schon ein toller Hammer! Jetzt trafen wir uns natürlich öfter, und die Verbundenheit blieb auch, als ich vier Jahre später Kaplan in einer Pfarrei im Südteil des Bistums wurde und er mich ein Jahr später bat, ihm die Primizpredigt zu halten. Wir gehörten noch mehr zusammen, wengleich jeder jetzt mehr an seine Stelle und Aufgaben gebunden war: er als Kaplan im Nordwesten der Diözese, ich weiter an der 2. Stelle. An seiner 2. Stelle kamen wir uns wieder etwas näher, wo auch er Präfekt in einem Bischöflichen Internat und Religionslehrer am benachbarten Gymnasium in Bistumsträgerschaft wurde, während ich als Pfarrer an meiner 2. Stelle verblieb. Nur 2 Jahre später landete er dann als Religionslehrer in meiner Nachbarschaft an unserer Kreisberufsschule. Über Lehrer und Schüler aus meiner Pfarrei standen wir von nun an fast täglich in Verbindung und begegneten uns selbstverständlich auch häufig, obwohl wir unterschiedlichen Dekanaten angehörten. So gab es für 12 Jahre ein gutes und ganz selbstverständliches brüderliches Mit- und Nebeneinander, bis ich in eine neue Aufgabe der Priesterausbildung gerufen wurde. Dabei nahm ich eine Information über ihn, der inzwischen zum Studienrat und Oberstudienrat ernannt war und wöchentlich 28 Stunden Religionsunterricht für Schüler/-innen aus 53 Klassen erteilte sowie dazu noch kräftig in der Gemeinde- und Jugendseelsorge mithalf, in meinem Umzugsgepäck mit: Symptome einer noch nicht eindeutig diagnostizierten Krankheit. Sie stellte sich später als Anfangsstadium einer multiplen Sklerose heraus, die trotz intensiver ärztlicher und therapeutischer Bemühungen einen fortschreitenden Verlauf nahm. Über Stock und Stöcke als Gehhilfe zum Unterricht führte der Weg in den Rollstuhl, mit dem er nach bedauerter Aufgabe des Schuldienstes zur Zelebration und Verkündigung noch immer an den Altar fuhr; so auch zur Feier seines Silbernen Priesterjubiläums, zu dem er mich wieder – wie bei der Primiz – um Mitfeier bat. Tiefe persönliche Verbundenheit mit dem Herrn, an dessen Statt er da saß und handelte, waren dabei ebenso zu spüren wie gläubig-herzliche *communio* mit »seiner« mitfeiernden Gemeinde. Ebenso war aber auch zu spüren, dass sein Kampf gegen seine Krankheit, seine Auseinandersetzung mit ihr und ihrer Annahme weiterging. So schrieb er mir bald danach: »Sonst geht

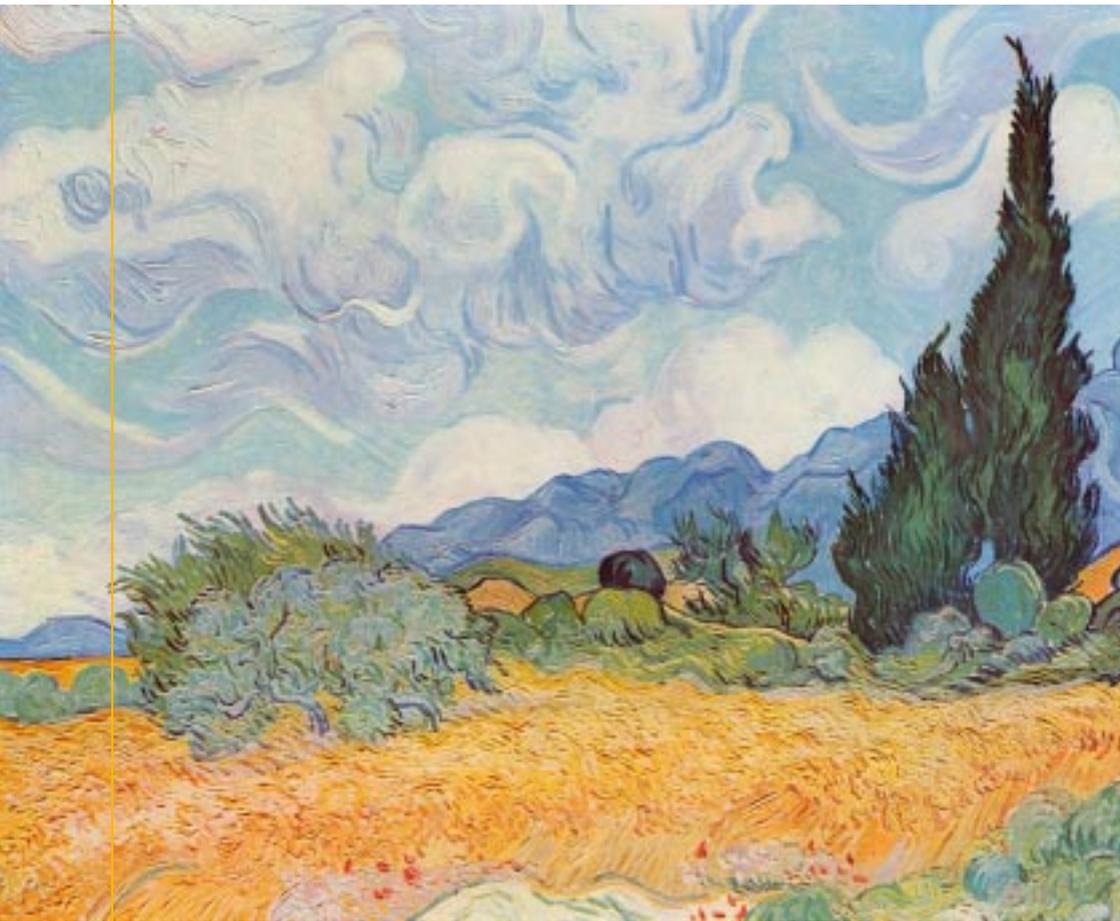
es uns – den Umständen entsprechend – gut. Mit meiner Krankengymnastin habe ich vereinbart, in diesem Fall »Danke der Nachfrage« zu antworten. Dann aber reichten die Kräfte der vom inzwischen verstorbenen Vater übernommenen tapferen und treuen Haushälterin – die Mutter war schon sehr früh und plötzlich gestorben – für Begleitung und Pflege nicht mehr aus. Auch die paar Stufen zum Altar »seiner« Christkönigskirche waren nicht mehr zu überwinden, sodass er trotz hydraulisch verstellbarem Stuhl nicht mehr in der Lage war, hinter dem Altar den Gottesdienst zu leiten. Er musste Abschied nehmen von Kirche, Haus und Umgebung und vor allem von lieb gewordenen Menschen und fand willkommene Aufnahme in einem Wohn- und Pflegeheim für MS-Kranke, im Echternacher Hof der Vereinigten Hospitien, Trier.

Die liebevolle und treue Hilfe, die er bislang im Pfarrhaus erfahren hatte, durfte und darf er seitdem bei fortschreitender Krankheit wachsend weiter erfahren. Helfende Hände, zuwendende Gesichter und mitfühlende Herzen umgeben ihn. So durfte ich es bei der Feier seines 40-jährigen Priesterjubiläums wie auch seines 70. Geburtstags, bei denen er jedes Mal im Rollstuhl still konzelebrierend dabei war, beeindruckend erleben. Und wenn ihn ein in Trier heimisch gewordener Mitbruder aus unserem Bistum bei seinen regelmäßigen Besuchen fragt: »Wie geht es dir?« erfolgt regelmäßig (auch) die Antwort: »Ach, recht gut.« Welches Ringen und Reifen wohl hinter dieser Aussage liegt?

Am letzten Freitag im Oktober habe ich ihn wieder einmal besucht (durfte ich ihn besuchen). Inzwischen ist seine Erkrankung so weit fortgeschritten, dass er wie ein Neugeborenes auf Pflege und Betreuung angewiesen ist. Wenige Stunden kann er noch im Rollstuhl sitzen, um dann wieder gebettet und nach einiger Zeit in eine neue Lage gebracht zu werden. Verständigung ist noch möglich, aber nur direkt und für ihn sehr anstrengend und nur von kurzer Dauer; den Telefonhörer kann er nicht mehr in Händen halten. Wir haben den Eindruck gewonnen: Er setzt seinen priesterlichen Dienst bewusst im Ertragen seiner Krankheit zum Segen anderer fort; er sieht sich tief innig und für ihn selbstverständlich in einer Einheit und Gemeinschaft mit dem leidenden Christus oder wie es der hl. Paulus im sonst nicht leicht verständlichen Text im ersten Kapitel seines Kolosserbriefes schreibt: »Jetzt freue ich mich in den Leiden, die ich für euch ertrage. Für den Leib Christi ergänze ich in meinem irdischen Leben, was an den Leiden Christi noch fehlt.« Mit einem modernen Slogan könnte man formulieren: »Leiden statt Leistung« oder auch

fragen: Was macht einen Menschen größer und wertvoller, reifer und reicher: Leiden oder Leistung? Mich hat es jedenfalls tief berührt und ergriffen, dem befreundeten Mitbruder für diese Form seines seelsorglichen Dienstes die vom Bischof und seinen Mitarbeitern für ihn erbetene ehrende und anerkennende Ernennung zum Monsignore überbringen zu dürfen. Und es war ihm dabei anzuspüren, dass wir mit unserer Einschätzung den Punkt getroffen hatten.

■ *Johannes Kapp, geb. 1929; Priesterweihe 1954; ernannt zum Weihbischof im Bistum Fulda 1976; zum Bischofsvikar ernannt im September 2001; Sachgebietsleiter für Priesterfortbildung und Ständige Diakone.*



Perspektiven

2

Das zweite Kapitel fasst sich ergänzende Perspektiven zusammen: der Theologie, der Praxis und der Ausbildung.

Hier soll nicht verschwiegen werden, dass die Sammlung der theologischen Beiträge besondere Mühe bereitet hat. Umso erfreulicher war die Zusage von **Prof. Dr. Eva-Maria Faber**, einen bereits veröffentlichten Artikel zu kürzen und zu überarbeiten. Das Anliegen ihrer Ausführungen, im Sinne echter Vielfalt die pastoralen Berufe von Laien und Ordinierten im Horizont eines gemeinsamen Auftrags zu beschreiben, ist ein wertvoller Baustein zur Profilierung der pastoralen Dienste.

Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath skizziert in seinem Beitrag eine Spiritualität des pastoralen Dienstes als Wegbegleitung, ergänzt durch markante Aussagen aus dem Buch Exodus. Mit diesem Text lädt der Autor ein zum weiteren Austausch über Seelsorge als entschiedene Wegbegleitung.

Die Praxis wird über zwei Erfahrungsfelder vermittelt.

Domkapitular Gerhard Stöber beschreibt Aufgaben und Dienste in neuen Seelsorgestrukturen. Als erfahrener Leiter des Seelsorgeamtes im Bistum Erfurt macht er dem Seelsorgepersonal Mut, notwendige strukturelle Veränderungen und neue pastorale Herausforderungen gelassen anzugehen.

Pfr. Dr. Wilfried Evertz teilt wichtige Erfahrungen mit aus seinem Alltag als Pfarrer und Dechant. Mit Nüchternheit und Realismus beschreibt er Management-Aufgaben als wichtigen Teil seiner Leitungsaufgabe.

In Fragen der Ausbildung kommen zwei Verantwortliche zu Wort.

Für **Regens Dr. Wilfried Hagemann** ist es ein Anliegen, dass in der Priesterausbildung und im Theologiestudium neue Arbeitsfelder für die Seelsorge mit missionarischer Perspektive erschlossen werden. Aus seiner Sicht muss in der Ausbildung viel mehr als bisher gelernt werden, wie Personen sich auf das Wort Jesu und das Evangelium einlassen können.

Dr. Katharina Seifert gibt Einblick in die Ausbildungslandschaft der Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten. Fachwissen, Berufspraxis, Persönlichkeitsbildung und die Förderung einer persönlichen Spiritualität sind für die Leiterin der Fachakademie in Freiburg entscheidende Grundlagen, die die kirchliche Ausbildung eines pastoralen Berufes gewährleistet. Die Arbeit der Ausbilder braucht eine nüchterne, tief greifende Hoffnung, die fest im Leben steht und doch die Perspektive sucht.

Identität, Profil und Auftrag der pastoralen Dienste

Prof. Dr. Eva-Maria Faber

Zu Recht formulieren die deutschen Bischöfe in dem Schreiben »Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde«, es sei »eine klare Profilbeschreibung der unterschiedlichen pastoralen Berufe geboten« (Die deutschen Bischöfe 54, 23). Geboten ist eine solche aus mehreren Gründen.

Dringlich ist sie um der Menschen willen, die der Berufung in den kirchlichen Dienst folgen möchten. Es ist ein natürliches menschliches Bedürfnis, im eigenen Tun zugleich Klarheit über das eigene Tun zu haben und, wenn es um soziale Zusammenhänge geht, eine anerkannte Rolle einzunehmen.

Geboten ist eine Profilierung der pastoralen Dienste sodann aus *theologischer Perspektive*. Es ist theologisch, genauerhin ekklesiologisch, verantwortlich zu bestimmen, welches der spezifische Dienst von ordinierten Amtsträgern und welches der spezifische hauptamtliche Dienst von Laien ist.

Geboten ist eine Profilierung der hauptamtlichen kirchlichen Berufe auch aus *pastoraler Perspektive*. Werden kirchliche Dienste einlinig von den traditionellen Aufgabenfeldern der Priester her umschrieben, so wird die Chance verpasst, zu fragen, welche Dienste die Kirche braucht und wie eine geklärte Vielfalt pastoraler Dienste der Entfaltung kirchlichen Lebens förderlich sein könnte.

Geboten ist eine Identifizierung pastoraler Dienste schließlich auch deswegen, weil dies die Voraussetzung dafür ist, dass die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich frei auf ihren *Dienst* einlassen können. Wer zu sehr damit beschäftigt ist, sich zu profilieren, tut dies nicht selten auf Kosten anderer.

Die nachfolgenden Überlegungen verstehen sich als Diskussionsvorschlag, der nicht einfach faktische Gegebenheiten widerspiegelt, sondern die Berufsprofile in theologischer und pastoraler Verantwortung reflektiert.

Der gemeinsame Auftrag der pastoralen Dienste am Volk Gottes

Das II. Vatikanische Konzil unterstreicht im Kirchenverständnis die »wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum

Aufbau des Leibes Christi« (LG 32). Alle Glieder der Kirche haben Anteil am dreifachen Amt Christi und sind kraft ihrer königlichen, priesterlichen und prophetischen Würde und Berufung für das Leben und die Sendung der Kirche verantwortlich. Die damit verbundene Herausforderung an die pastoralen Dienste sei kurz konkretisiert.

Alle Getauften sind zur Heiligkeit berufen (vgl. LG 39-42). Gerade in einer Zeit der Individualisierung trägt die Seelsorge vielfach die Züge von Berufungspastoral: Es gilt, Menschen zu helfen, ihre je persönliche Berufung zu finden, ihren unvertretbaren Glaubensweg zu suchen und ihn konsequent zu gehen.

Ein zweiter Akzent, der sich aus der »wahren Gleichheit« aller Gläubigen ergibt, betont ihre gemeinsame Verantwortung für den Aufbau des Leibes Christi. Deswegen ist darauf zu achten, dass pastorale Dienste von Hauptamtlichen nicht in Konkurrenz zu solcher Verantwortlichkeit aller Glieder der Kirche geraten. Um der Würde aller Getauften willen gehört es schließlich zum Dienst der Hauptamtlichen am Volk Gottes, dass sie in der Kirche das zur Geltung bringen, was Lebensgrundlage für die Einzelnen wie für die Gemeinschaft der Kirche ist: der Ruf Gottes in neues Leben.

Kirche als Raum einer neuen Lebenswirklichkeit

Zum Kern der neutestamentlichen Botschaft gehört der Glaube, dass in Jesus Christus und im Heiligen Geist das Menschsein in einem neuen Horizont steht und gewissermaßen neu dimensioniert ist.

Die neue Schöpfung in der Gemeinschaft mit Gott hat ihren ausdrücklichen Ort in der Kirche. Sie soll in dieser Welt der neuen Lebenswirklichkeit Raum geben, damit die Einzelnen daran Anteil gewinnen können. Darum nennt das II. Vatikanische Konzil die Kirche Sakrament. Sie ist Zeichen und Werkzeug für die Gemeinschaft der Menschen mit Gott und der Menschen untereinander. Der Sakramentsbegriff weist auf eine die Kirche prägende konstitutive Differenz: Kirche ist das, was sie ist, nicht aus sich selbst.

Zugleich aber ist die Kirche gerufen, das Geschenkte sich auswirken zu lassen. Gott schenkt die Gnade ohne Bedingung, aber er schenkt die Gnade auf Annahme und Antwort hin. Im Blick auf die genannten zwei Dimensionen soll im Folgenden von kirchlichen Strukturen und kirchlichen Ämtern die Rede sein.

Zur sakramentalen Struktur der Kirche gehört auch der sakramental ordinierte Dienst, der primär in diesem Bereich [sc.: Wort und Sakrament] Verantwortung trägt. Die dafür verantwortlichen Personen werden ordiniert, d.h. in sakramentaler Weise bevollmächtigt, um ihren Dienst in spezifischer Weise zu kennzeichnen: Das Vorzeichen der Ordination relativiert den menschlichen Anteil an diesem Dienst und gibt so zu verstehen, dass es in diesem Dienst primär um das Geschenk und die Vorgabe von Gott her geht.

Die Kirche ist andererseits kraft des Geistes zur Übernahme und Verwirklichung des Geschenkten gerufen. Dieser Auftrag gilt der Kirche als Gemeinschaft ebenso wie den Einzelnen. Um zu gewährleisten, dass diese Dimension der Kirche nicht verkümmert, und um die Einzelnen auf ihrem persönlichen Weg des Lebens aus Gnade zu begleiten, kennt die Kirche verschiedene Dienste. Von alters her gibt es den Dienst von Katechetinnen und Katecheten; im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils haben sich v. a. in den deutschsprachigen Ländern neue kirchliche Berufe (Gemeinde- und Pastoralreferenten/innen) entwickelt, die sich der Förderung der christlichen und kirchlichen Berufung aller Getauften verpflichtet wissen.

Zur amtlichen Übernahme der Sorge dafür, dass die von Gott geschenkte neue Lebenswirklichkeit durch die Glaubenden – je mehr – eingeholt wird, bedarf es nicht einer sakramentalen Ordination, geht es hier doch darum, das auszuloten, was allen Christen auf Grund des Geschenkten zu leben aufgetragen ist. Basis für diesen Dienst ist die sakramentale Sendung, die allen getauften und gefirmten Christen zukommt.

Die kirchliche Beauftragung oder Sendung ist eine Form der Indienstnahme, durch welche der spezifische Dienst der betreffenden Laien eingebunden wird in die diözesane Pastoral, für die der Bischof verantwortlich ist. Dadurch gewinnt dieser Dienst kirchenöffentliche Dimension und wird als Teil der amtlichen Pastoral der Diözese anerkannt. Umgekehrt wird von den so Beauftragten die Bereitschaft verlangt, ihren Dienst in dieser Weise einbinden zu lassen.

Im Rahmen eines gemeinsamen Auftrags gewinnen die verschiedenen pastoralen Dienste dadurch Identität und Profil, dass sie zwei verschiedenen und doch zusammengehörigen Aspekten von Kirche entsprechen und im Blick darauf eine unterschiedliche Beauftragung verlangen. Diese These sei im Folgenden noch weiter vertieft.

Der spezifische Auftrag des sakramental ordinierten Amtes

In den vergangenen Jahren ist durch die Gemeinsame Erklärung von Augsburg die Rechtfertigungsbotschaft wieder mehr in den Blick gerückt. Der heikle und in der Gemeinsamen Erklärung noch offen gebliebene Punkt betrifft die Frage, ob und wie sich das Leben aus Gnade verleiblicht und, vor allem, wie es sich ekklesial verleiblicht. In der katholischen Tradition wird traditionell stärker betont, dass die Kirche selbst von Strukturen bestimmt ist, die symbolisieren (im gefüllten Wortsinn, d.h.: in denen sich vollzieht), wie das uns eröffnete neue Leben unableitbar geschenkt wird.

Gott selbst ist der Lebensgrund der Kirche; er selbst stiftet ihr ein, was sie zum Zeichen und Werkzeug des Heils macht. Die Herkunft der Kirche aus dem Wirken Gottes vermittelt sich aber konkret-geschichtlich nicht ohne den Dienst von Menschen. Deren Beauftragung durch die Ordination ist selbst noch einmal ein Hinweis auf das »ab extra«. Gerade deswegen versteht die katholische Tradition die Ordination als ein Sakrament. Die sakramentale Bevollmächtigung kennzeichnet den Dienst der Ordinierten so, dass sie in Kernvollzügen per definitionem Verweis auf den selbst gegenwärtigen und wirkenden Herrn sind.

In diesem Sinn wird dem ordinierten Amt katholischerseits traditionell die Aufgabe der Christusrepräsentation zugeschrieben. Diese Bestimmung muss präzisiert werden.

*Die wichtigste Zeit ist das Jetzt,
der wichtigste Mensch ist der Nächste,
mit dem ich jetzt spreche;
die wichtigste Tat ist,
dem Nächsten Gutes zu tun.*

Leo Tolstoi

Wichtig ist zuerst, dass die sakramentale Christusrepräsentation nicht Stellvertretung des abwesenden Herrn, sondern Fingerzeig auf den *anwesenden* Christus ist.

Auch bedeutet die Darstellung des Herrn nicht, dass die Kirche jeweils nur und erst dadurch in Jesus Christus und von ihm her lebt. Gerade deswegen steht der ordinierte Amtsträger in seiner Aufgabe der Christusrepräsentation der Gemeinde auch *nicht nur gegenüber*, sondern hat zugleich die Aufgabe, die Christusförmigkeit der Gemeinde wahrzunehmen und ans Licht zu heben.

Wenn dem ordinierten Amt die Aufgabe der Christusrepräsentation zugeschrieben wird, so ist damit schließlich *nicht* gemeint, dass eine solche *exklusiv* durch den Dienst des ordinierten Amtes erfolgt. Christen tragen ihren Namen deswegen, weil in ihnen Christus Gestalt annehmen will, und zwar auch dazu, dass sie füreinander Repräsentation Christi seien: Dies sind Christen einander immer schuldig.

Der Sinn dieser Christusrepräsentation durch das ordinierte Amt lässt sich in zwei Richtungen aufzeigen.

Im sakramentalen Vollzug soll eine heilsame Befreiung von der Person dessen, der der Feier des Sakramentes vorsteht, erfolgen. Was im Sakrament zu feiern ist, hängt im Letzten nicht an der Person des Vorstehers, an seinen Charismen und seiner Heiligkeit; es verdankt sich vielmehr ganz der wirksamen Freigebigkeit Gottes.

Ganz ähnlich soll *für die Kirche grundsätzlich in ihrer Symbolgestalt* die Verwiesenheit auf Jesus Christus durch den ordinierten Amtsträger einen sichtbaren Ausdruck finden. »Die Sinnspitze allen amtlichen Tuns zielt deshalb darauf, die Gemeinde auf Christus, als ihren Ursprung und ihr Haupt, auf ihr bleibendes Gegenüber und in ihr handelndes Subjekt, hin offen zu halten« (H. J. Pottmeyer, *Amt als Dienst – Dienst als Amt*, in: *Lebendige Seelsorge* 33 (1982), 157).

Der spezifische Dienst der Ordinierten ist an jenen Vollzügen festgemacht, welche die Kirche in einer grundlegenden, nicht von Menschen abhängigen Weise in Gottes Heilshandeln verwurzelt. Diese Akzentuierung ist durch die Einsicht bedingt, dass die Ordination – als der spezifische Unterschied zwischen den verschiedenen kirchlichen Diensten – um solcher Vollzüge willen erfolgt. Es ist die Feier der Sakramente, für die eine Ordination unabdingbare Voraussetzung ist. Es bedarf zweier Präzisierungen, um einem verengten Verständnis ordinierten Dienstes zu begegnen.

Der ordinierte Dienst setzt die existentielle Bereitschaft, das eigene Leben transparent werden zu lassen für den auferstandenen Herrn, voraus. Dem »amtlich-objektiven« Verweis auf Christus soll die subjektive Zeugenschaft für Jesus Christus entsprechen.

Wenig angemessen ist eine Engführung ordinierten Dienstes auf den sakramentalen Bereich. Der ordinierte Amtsträger wird auch pastoralen Aufgaben nachgehen, für die er nicht unbedingt ordiniert zu sein bräuchte: seelsorgliche Gespräche, Sorge für Kranke, Engagement für das Leben einer Pfarrei als Gemeinschaft usw. Auch außerhalb sakramentaler Vorstedherdienste gehört zum Auftrag des sakramental ordinierten Amtes das Einstehen dafür, dass die Kirche nicht in einer Einsicht gründet, nicht in einem gemeinsamen Ideal, sondern in dem unableitbaren Ereignis Jesu Christi, der in seiner Gemeinde lebt.

Der spezifische Auftrag der pastoralen Berufe von Laien

Wo Gott die Welt berührt, da stößt er einen Prozess an: Das Geschenk neuen Lebens soll angeeignet, eingesetzt, fruchtbar gemacht werden.

In diesem Prozess sehe ich den Ort für den pastoralen Dienst der Laien. Wer als Laie im pastoralen Dienst arbeitet, hat einen spezifisch anderen Auftrag, nämlich für die Verwirklichung christlicher und kirchlicher Existenz durch die Aneignung und Umsetzung des Geschenkten Sorge zu tragen. Christsein ist eine komparativische Wirklichkeit, ein dynamisches Hin zum Je-mehr, entsprechend dazu, dass Gott der je Größere ist. Darum ist auch die Kirche unterwegs zum Je-mehr ihres Dienstes, zum Je-mehr ihrer Gemeinschaft. Von dieser Dynamik her kann einsichtig werden, warum die Kirche Menschen braucht, welche Kirche in ihrem Kirchesein vorantreiben. Es geht dabei um das Wesen der Kirche als *Gemeinschaft* sowie um die *Participatio actiosa*, die aktive Teilnahme aller Gläubigen am gesamten kirchlichen Leben in all seinen Grundvollzügen von der *Liturgie* über die *Diakonie* zum *Zeugnis*.

In Zeiten des Umbruchs wird in besonderer Weise spürbar: der Glaube ist angewiesen auf Kommunikationsprozesse. Kirche muss sich als *Gemeinschaft in Gemeinschaften* gestalten. Es ist eine zentrale Aufgabe der Pastoral von heute und morgen, soziale Lebensräume des Glaubens aufzubauen und zu pflegen (vgl. Zeit zur Aussaat, Die deutschen Bischöfe 68, 25). Die Gestaltung der Kirche als Gemeinschaft in Gemeinschaften bedarf einer kompetenten Beglei-

tung. Es braucht Menschen, die mit theologischer und sozialer Kompetenz Gruppen und Gemeinschaften begleiten, ihnen die Hilfe und Impulse geben, die sie brauchen, und die in spiritueller Hinsicht eine gewisse Bandbreite und für eine gesunde Atmosphäre in den Gemeinschaften sorgen.

Die Gemeinschaft der Kirche lebt davon, dass alle Glieder der Kirche sich aktiv in die kirchlichen Grundvollzüge einbringen.

In der *Liturgie* soll erkennbar sein, dass sie Begegnungsgeschehen zwischen Gott und den Menschen ist. So will auch die antwortende und zustimmende Bewegung der Kirche in der Liturgie gestaltet sein. In diesem Bereich liegt der liturgische Dienst von hauptamtlichen Laien, die allerdings die entsprechenden liturgischen Rollen nicht exklusiv selbst wahrzunehmen haben, sondern die liturgische Antwort der ganzen Kirche animieren sollen.

Zur Antwort der Kirche auf den Anruf Gottes gehört unabdingbar die Wahrnehmung einer *diakonischen Verantwortung*. Hier ist nicht nur der Dienst von Ständigen Diakonen angezeigt, die im Rahmen des ordinierten Auftrags zur Christusrepräsentation darstellen, dass im Dienst an den Hilfsbedürftigen Christus selbst der Diener ist. Daneben ist auch den Laien im pastoralen Dienst die Integration von Hilfsbedürftigen und die Begleitung der Gemeinde in ihrer Verantwortung gegenüber Kranken und Notleidenden aufgegeben.

Für das Kirchesein ist schließlich das *Zeugnis* konstitutiv. Wer die Aufgabe der Entwicklung von sozialen Lebensräumen für Glaubende übernimmt, trägt Verantwortung für eine Atmosphäre, in der Glauben möglich ist und in der die verbreitete Sprachlosigkeit in punkto Glauben überwunden werden kann.

Auf dieser Linie liegt der Vorschlag von Medard Kehl, die Pastoralreferent(inn)en betont in ihrer theologischen Kompetenz zu beanspruchen. Es wäre denkbar, »dass durch die Pastoralreferenten und -innen der urkirchliche Dienst des theologischen Lehrers als eigenständiges Amt in der Kirche neu zur Geltung gebracht werden kann« (M. Kehl, *Die Kirche*, Würzburg 1992, 443).

Alle Glieder der Kirche sind berufen zur Heiligkeit (s. oben Abschnitt 1). Dies gilt es dann aber auch allen Christen ernsthaft zuzumuten und zuzutrauen durch Hilfestellungen für die alltägliche Suche nach Gott und für die Gestaltung eines christlichen Lebens. Bei den früheren sog. geistlichen Berufen wird berücksichtigt, dass man Spiritualität auch erlernen muss. In diesem Sinne dürfte die Aufgabe geistlicher Begleitung in Zukunft noch in einer sehr umfassenden Weise an Bedeutung gewinnen und die Laien im pastoralen

*Nur, wer ein Auge dafür hat,
sieht etwas Schönes
in jedem Wetter;
er findet Schnee,
brennende Sonne,
Sturm und ruhiges Wetter schön,
er findet Kälte und Hitze gut,
er hat alle Jahreszeiten gern,
er will keinen Tag missen.*

Vincent van Gogh

Dienst einfordern. Darüber hinaus gilt es, eine Spiritualität von Laien in der Reflexion und in der Verkündigung auf einer grundsätzlicheren Ebene zu fördern.

In der Suche nach der konsequenteren Verwirklichung des ihr Geschenkten entdeckt sich die Kirche als *je größere* Gemeinschaft, die sich nie selbst genügen kann.

Im engeren Sinne kommt hier der missionarische Auftrag der Kirche in den Blick. Das Evangelium ist eine Frohbotschaft für alle Menschen. Laien im pastoralen Dienst werden zu entsprechendem Freimut ermutigen und darüber hinaus selbst noch Formen missionarischen Engagements suchen.

Die Kirche hat einen Weltauftrag, dessen Wahrnehmung zur Verwirklichung von Kirche hinzugehört. Christen, die sich in Aufgaben außerhalb des kirchlichen Bereichs engagieren, wird aus dem Raum der Kirche und aus dem Raum ihrer Gemeinden viel zu selten die Anerkennung ausgesprochen, dass sie einen spezifisch christlichen, ja kirchlichen und ökumenischen Dienst leisten.

Laien, die im pastoralen Dienst tätig sind, sollten im Zuge ihrer Sorge für die Verwirklichung der kirchlichen Sendung gerade hier ein Tätigkeitsfeld

sehen. Es wird nicht die vorrangige durchaus aber eine mögliche Aufgabe der hauptamtlich in der Pastoral tätigen Laien sein, selbst im »außerkirchlichen« Bereich tätig zu werden. Es gilt aber, Aufmerksamkeit auf die christliche Sendung in die Welt zu lenken und Menschen, die sich bewusst als Christen im Bereich des öffentlichen Lebens, in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik engagieren, kompetent zu begleiten.

Es lassen sich Akzente für den Verkündigungsdienst von Laien erkennen. Sie sollen die Aufmerksamkeit auf die Verantwortung aller für den Aufbau der Kirche und die Erfüllung ihrer Sendung lenken. Im Verkündigungsdienst von Laien hat der Dialog zwischen Glaube und Welt einen eigenen Ort: Brennende politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme wie auch Fragen des Familienlebens und der Erziehung sind mit christlichen Wertvorstellungen ins Gespräch zu bringen.

Das Anliegen der voranstehenden Ausführungen ist es, im Sinne echter Vielfalt die pastoralen Berufe von Laien und Ordinierten zwar im Horizont eines gemeinsamen Auftrages, aber doch in unterschiedlichen Profilen zu beschreiben. Damit ist nicht gesagt, dass es nicht Berührungspunkte und Schnittstellen gäbe. Gleichwohl gibt es trotz dieser und in diesen Gemeinsamkeiten Akzente, welche die verschiedenen Dienste unterscheiden und so in ein komplementäres Verhältnis bringen, dass daraus ein fruchtbares Miteinander werden kann.

■ *Eva-Maria Faber, geb. 1964; Promotion zum Dr. theol.; Habilitation über die Theologie Johannes Calvins; seit 2000 Professorin für Dogmatik und Fundamentalthologie an der Theologischen Hochschule Chur, Schweiz und Prorektorin der THC.*

Der vorliegende Beitrag ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung des gleichnamigen Artikels von Eva-Maria Faber und Elisabeth Hönig, erstmals erschienen in: George Augustin/Günter Riße [Hrsg], Die eine Sendung – in vielen Diensten. Gelingende Seelsorge als gemeinsame Aufgabe in der Kirche, Paderborn 2003, 107-127.

Pastoraler Dienst als Wegbegleitung

Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath

Glaube als Weg

Im Entstehungsprozess dieser Arbeitshilfe wurden Bedenken hinsichtlich des Redens vom Weg und von der Seelsorge als Wegbegleitung laut.

Weg ist ein Urwort der menschlichen Sprache und Grundbegriff menschlicher Existenz. In dieser Metapher kommen Endlichkeit und damit Zeitlichkeit als Charakteristika des (menschlichen) Lebens zum Ausdruck. Was ein Mensch ist bzw. was für ein Mensch einer oder eine wird, das bestimmt seine Erfahrungen wesentlich mit. Die Literatur ist voller Zeugnisse biographischer und dichterischer Art, welche zeigen, was Menschen »passiert«, wenn sie sich auf den Weg machen, hinausfahren. Und dieser Prozess scheint nie definitiv abgeschlossen.

So verwundert es nicht, dass der Weg des Menschen von der Geburt bis zum Tod im Mittelpunkt fast aller Religionen steht. Dies gilt sowohl für den Bereich der Lehre und der Weisungen wie für den Bereich des Kultes. Religionen, die sich auf einen Stifter zurückführen, verstehen und verehren diesen als (Ver-) Kündler oder Lehrer des (neuen) Weges. So weist Buddha in den achtteiligen Pfad ein. Viele Religionen kennen Exerzitien des Weges: Der Hinduismus kennt drei Heilswege, den Weg der Erkenntnis, den des Handelns und den der Hingabe. Aus der christlichen Mystik kennen wir den Weg der Reinigung, den der Erleuchtung und den der Einung. Im Bereich kultischer Praxis demonstrieren Prozessionen und Wallfahrten das Pilgerdasein des Menschen.

Umso erstaunlicher erscheint die Feststellung, dass bis in unsere Zeit hinein so etwas wie eine Theologie des Weges kaum entwickelt wurde. Möglicherweise hat dies vor allem zwei Ursachen: Die Dominanz des Intellektuellen, des Kognitiven abstrahiert zu sehr von der Bildhaftigkeit der körperlichen Bewegung (So die Diagnose von K. Kadowaki, Erleuchtung auf dem Weg. Zur Theologie des Weges, München 1993, 13f.); in der Geschichte des Christentums verlagert sich der Akzent von der Betrachtung Jesu Christi als Weg auf seine Bedeutung als letztes Ziel des Menschen (So die Analyse von H. Walden-

fels, Kontextuelle Fundamentaltheologie, Paderborn 1985, 350 f.). Bedenken hinsichtlich des Redens vom Weg und von der Seelsorge als Wegbegleitung erscheinen berechtigt, wenn in undifferenzierter Weise von einem »Auf dem Weg Sein« gesprochen wird. Das beliebte Motto »Der Weg ist das Ziel« hat als Aufruf zur Überwindung einer falschen Statik, Ruhe oder Selbstgenügsamkeit seine Berechtigung. Als Appell an den Wegcharakter des Glaubens muss dieses Motto sich freilich verbinden mit der Aussage, dass der Glaube ein bestimmter Weg ist. Gläubige machen sich auf den Weg, weil sie eine Option für einen bestimmten Lebensweg getroffen haben. Da mag es Seiten- und Umwege, Stehenbleiben und Zurückweichen geben, eine grundsätzliche Richtungsänderung käme aber einer Revision der ursprünglichen Bekehrung gleich. Die erwähnten Bedenken dürfen freilich nicht übersehen lassen, dass die Grundkategorien der biblischen Zeugnisse – Offenbarung, Glaube, Wahrheit – einen dynamischen Charakter aufweisen. Waldenfels formuliert in seiner Analyse folgende Beobachtung: »Sowohl in der Ablösung der Lehre aus dem Zusammenhang des Weges wie in der Verkürzung der Wegweisung zur wissenschaftlichen und praktisch-technischen Methodik liegt aber ein wesentlicher Grund für den Verlust des Religiösen überhaupt« (ebd. 352).

Antwort auf Gottes entschiedenes Entgegenkommen

Freilich ist diese Dynamik nicht eine Eigenleistung des Menschen, der sich aus einer autonomen Entscheidung heraus auf den Weg zu Gott machte und dabei von ebenso entschiedenen Weggefährten und Führern sich begleiten ließe. Die Bibel bezeugt nämlich eine Erfahrung, die sich in anderen Religionen offenbar nicht findet: die Personalisierung des Weges.

Im Alten Testament bezeichnet Weg den Gang des menschlichen Lebens, besonders das Wandeln nach Gottes Geboten. Das theologische Spezifikum kommt in der Überzeugung zum Ausdruck, dass »Gott sein Volk von Anfang an auf einen Weg geführt hat (Jos 24,17), dessen heilvolle Bewältigung er ermöglicht und mitgetragen hat (Ex 13,21; 23,20), von der Herausführung aus Ägypten (Exodus) hin zum Land der Verheißung (Dtn 1,31.33; 8,2)« (R. Brandscheidt, Weg II. Biblisch-theologisch in: LTHK³ 10 (2001), 998). Dabei ist stets das Prophetenwort zu bedenken: »Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege – Spruch des Herrn« (Jes 55,8). Doch die Beter vertrauen auch darauf: »Alle Pfade des Herrn sind

Huld und Treue denen, die seinen Bund und seine Gebote bewahren ... Wer ist der Mensch, der Gott fürchtet? Ihm/ihr zeigt er den Weg, den er/sie wählen soll« (Ps 25, 10.12).

Nach dem Neuen Testament wird Gott selbst in Jesus dem Christus zum Weg: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben« (Joh 14,6). Damit verdichten sich für die Christen die religiösen Traditionen Israels: *Weg* steht im NT auch für Gottes Heilspläne (etwa Apg 13,10), vor allem im Sinne des neuen Weges für Lehre (Apg 16,17; 18,25f.; 19,9.23; 24,22), so dass die Christen als »die (Leute) des (neuen) Weges« bezeichnet werden (Apg 9,2; 22,4; 24,14). Diese Weggemeinschaft folgt nicht nur einem von ihrem Herrn gewiesenen Weg, sie folgt diesem selbst nach. In seinem Leben, Sterben und Auferstehen hat uns Jesus »den neuen und lebendigen Weg erschlossen« (Hebr 10, 20). Der Zutritt zum Allerheiligsten ist zwar eröffnet, aber der Zugang zum Vater noch nicht abgeschlossen. Er geht uns voran, um uns einen Platz zu bereiten; wir stehen und gehen in seiner Nachfolge.

Wie wenig es hier um Bewegung um der Bewegung willen geht, zeigt die Zusammenstellung der Trias »Weg, Wahrheit, Leben«, deren innerer Zusammenhang so beschrieben werden kann: »Ich bin der Weg, nämlich die Wahrheit und das Leben« für jeden, der zu jenem Ziel gelangen will. Das heißt mit anderen Worten: Dadurch, dass Jesus die zum Leben führende Wahrheit offenbart und dem, der sie im Glauben annimmt und verwirklicht, das wahre Leben vermittelt, führt er jeden, der an ihn glaubt, zum Ziel seiner Existenz, »zum Vater«, und so wird er zum »Weg.« (R. Schnackenburg. Das Johannes-evangelium III; Herders Theologischer Kommentar zum NT IV, Freiburg, 1975, 73) Dies ist das Zentrum christlicher Weg-Theologie: »Er ist der Weg und zugleich das Ziel, er ist die Wahrheit und die »Methode« zu ihrer Erkenntnis, er ist als das Leben das Ziel und der Weg dorthin. Wer sich auf ihn einlässt, weiß, *wohin* es geht, weil er auf diesem Weg immer schon am Ziel ist« (L. Schenke, Johannes Kommentar, Düsseldorf 1998, 284).

Dass Menschen sich auf den Weg zu Gott machen, ist schon Antwort, Reaktion, Erwidern – auf Gottes Kommen zum Menschen. Advent ist die Ankunft Gottes beim Menschen, bei seinem Volk, in der Menschheit. Jesus Christus ist das Wegzeichen schlechthin, das Ursakrament, wirksames Zeichen der Gegenwart Gottes schlechthin, eben: Weg, Wahrheit, Leben. Gerade der interreligiöse Vergleich verdeutlicht: »Ein Christ ist danach (Joh 14,6) jemand, der diesen »Weg« sucht und ihn in Begleitung dessen, der der Weg ist, auch

geht. Eigentlich müssten wir es noch deutlicher sagen: Bevor wir diesen ›Weg‹ suchen, haben wir schon unser Leben von diesem ›Weg‹ erhalten und werden von ihm gehalten. Aus diesem Grund suchen wir diesen ›Weg‹, können ihn entdecken und ihn gehen« (Kadowaki, Erleuchtung 13). In seiner Enzyklika *Redemptor hominis* hat Papst Johannes Paul II. den eindeutigen Zusammenhang zwischen Christus dem Weg und den Wegen der Menschen herausgestellt. Einerseits spricht er von der »Straße, die von Christus zum Menschen führt, auf der Christus jedem Menschen zur Seite tritt«; andererseits nennt er den konkreten Menschen den »ersten und grundlegenden Weg der Kirche« (Papst Johannes Paul II., Enzyklika *Redemptor hominis* vom 04. 03. 1979, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 6, Nr. 13 und 14).

Seelsorge als entschiedene Wegbegleitung

Bis alle Menschen die Antwort ihres Lebens gegeben, ihren Lebensweg vollendet haben und beim Gott des Lebens angekommen sind, ist es Aufgabe der Weggemeinschaft der an Christus Glaubenden, zu verkünden, dass Gott immer schon in seiner gnädigen Zuwendung den Menschen entgegenkommt, ihnen den Weg zum geheilten Leben eröffnet und die Kraft zum Weitergehen schenkt. Dazu braucht es Lehre und Weisung, Nachdenken und Reden, Gebet und Liturgie, Diakonie und Innehalten auf dem Weg. In all dem freilich – nicht als Sonderbereich daneben, sondern als Tiefendimension mitten drin und prägend – braucht es eine Spiritualität. Und je mehr Wegbegleitung und -führung einer Christin, einem Christen anvertraut ist, umso profiliert sollte die Spiritualität des Weges entwickelt sein.

Auf dem Weg zu sein *und* Wege anderer zu begleiten gehören zur Sendung jedes Christen.

Der innere Zusammenhang ist klar: Alle Gläubigen treten ein in die Nachfolge Christi, und indem sie dies tun und in dem Maße wie sie es tun, werden sie selbst zu Wegweisern, zu »Weggeleitern (!), da sie im jeweiligen Hier und Jetzt ihn ›repräsentieren‹, offenbaren und vergegenwärtigen« (Waldenfels, Kontextuelle Fundamentaltheologie, 352). Dem Weg-Sein der Kirche als ganzer eignet also ein Doppelcharakter: Nachfolge und dadurch Wegweisung. Diese Asymmetrie muss das Markenzeichen christlicher Spiritualität sein. Zugleich stellt dieses Gefälle von Christus zu denen, die ihm nachfolgen, für diejenigen, die in der Kirche *in persona Christi* handeln, eine besondere Her-

ausforderung dar. »Der Ruf in die besondere Repräsentanz des Hirten – und wir dürfen nun in weniger bildhafter Sprache sagen: des Leiters der Gemeinde – schließt seinerseits eine bleibende Verpflichtung zum doppelten Charakter des Weg-seins Christi ein: Ist Christus Weggeleiter, indem er den Willen Gottes erfüllt, so muss der Leiter dadurch Wegführer sein, dass er selbst zunächst ein Nachfolgender ›in sequela Christi‹ ist. Wie aber Jesus letztlich ›der Weg‹ zum Vater im Einsatz seines Lebens geworden ist, so findet die Repräsentanz Jesu als ›des Weges‹ bzw. ›der Tür‹, ›des guten Hirten‹ darin ihre Erfüllung, dass der nachfolgende Hirte seinerseits sein Leben in die Waagschale wirft ... Das Amt des Hirten ist radikaler Dienst. Wo es sich als Machtfaktor entfaltet, ist es an seine Herkunft zu verweisen« (ebd. 354).

Dabei kann es nicht um die Leugnung des Machtfaktors gehen. Zu entwickeln ist vielmehr eine Spiritualität der Macht, die von der Herkunft »geistlicher Vollmacht« her bestimmt wird.

Hier zeigt sich auch ein ökumenischer Aspekt: In der Konvergenzerklärung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung (»Lima-Papier«) wird herausgestellt, dass das »ordinierte Amt« (ordained ministry) konstitutiv für Leben und Zeugnis der Kirche ist. Als Hauptaufgabe dieses Amtes wird angegeben: »auf ihre [der Kirche] fundamentale Abhängigkeit von Jesus Christus hinzuweisen« (Konvergenzerklärung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen zur Taufe, Eucharistie und Amt, Frankfurt/Main – Paderborn 1982, Amt Nr. 8).

Auch ist vom Amt der Einheit die Rede, und zwar in der charakteristischen Zuordnung zur Wegweisung hin auf Jesus Christus: Die amtliche Funktion der Einheit ist eine geistliche, keine (primär) organisatorische und administrative, denn der Amtsträger stellt »dadurch innerhalb der vielfältigen Gaben einen Bezugspunkt ihrer Einheit« dar, dass er auf Jesus Christus verweist. Aufgabe aller Christen wie in spezifischer Weise derer, denen das Weiheamt übertragen wird, ist es also nicht, zunächst einmal für sich dem Herrn nachzufolgen und dann auch noch andere auf diesen Weg zu weisen (zu »geleiten«) oder auf ihrem Weg zu begleiten, sondern sie tun Letzteres, indem sie selbst konsequent Christus nachfolgen. Nur im Geist dieser Nachfolge sind Gesten, Worte, Weisungen und Gebote authentisch und glaubwürdig.

In diesem Sinn ist Seelsorge als pastoraler Dienst (das heißt: als Hirten-dienst) »entschiedene Wegbegleitung«: Nur wer selbst entschieden in die Nachfolge Christi eintritt, kann diesen Dienst übernehmen. Und nur wer die-

sen Dienst als Zeugnis für die Entschiedenheit Gottes zugunsten des Menschen, wie sie in Jesus Christus offenbar wurde und im heiligen – heilenden Geist lebendig bleibt, ausübt («exerziert»), ist ein Führer auf dem rechten Weg. Gesucht ist eine Spiritualität, wie sie der Täufer Johannes vorgelebt hat: »Ich bin es nicht« (vgl. Joh 1,19-34). Johannes verwies auf den, der »nach mir kommt und größer ist als ich«. Christen verweisen auf den, der »gekommen ist und wieder kommen wird«, auf den Herrn, dessen unnütze Knechte und Mägde (vgl. Lk 17,10) wir sein dürfen.

Wegbegleitung als Kennzeichen aller pastoralen Berufe

Was für Seelsorge als entschiedene Wegbegleitung angedeutet wurde, trifft auf alle pastoralen Berufe in unterschiedlicher Ausprägung zu.

Für den Dienst des *Bischofs*, dem »die Fülle des Weihesakraments übertragen wird« (LG 21), hat dies Augustinus in dem viel zitierten Wort zum Ausdruck gebracht: »Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof.« Die vielfältigen Aufgaben der Bischöfe könnten durch die verschiedenen Aspekte der Metapher »Wegbegleitung« zum Ausdruck gebracht und in einer »Bildmitte« zusammengesehen werden: Vorangehen und Anführen, Wegweisen, Begleiten, Nachgehen, Zusammenführen.

Der ordinierte Dienst des Presbyters kann als geistliche Begleitung der Gemeinde als ganzer bezeichnet werden; diese Begleitung kann in drei Grundfunktionen des Verweisens auf Christus, des Sendens und des Zusagens entfaltet werden.

Für den ordinierten Dienst des Diakons ist das Nachgehen und Mitgehen in den Nöten der Menschen, innerhalb wie außerhalb, häufig am Rande der Gemeinden, charakteristisch. Für sie trifft insbesondere zu, was mit dem Gehen an die Hecken und Zäune gemeint ist.

Das Berufsprofil der *Pastoralreferentinnen und -referenten* sowie der *Gemeindereferentinnen und -referenten* ist wesentlich geprägt von der Begleitung Ehrenamtlicher in unterschiedlichsten pastoralen, katechetischen oder caritativen Bereichen (zum Beispiel: Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde, Nr. 2.3.1 und Nr. 2.3.2, Die deutschen Bischöfe 54). »Spezifische Aufgabe« der Pastoralreferentinnen und -referenten ist es, »mit den Gliedern der Gemeinden nach Wegen zu suchen, wie das Evangelium jeweils in Familie, Kirche und Gesellschaft gemäß den persönlichen und beruflichen Situationen

gelebt und bezeugt werden kann« (Rahmenstatut für Pastoralreferenten/ Pastoralreferentinnen in den Bistümern der Bundesrepublik Deutschland 1987, Nr. 1.1, Die deutschen Bischöfe 41). Als Schwerpunkt des Dienstes der Gemeindereferentinnen und -referenten beschreiben die Ordnungen die »allgemeine Unterstützung des kirchlichen Amtes« (Rahmenstatut für Gemeindereferenten/ Gemeindereferentinnen in den Bistümern der Bundesrepublik Deutschland 1987, Nr. 1.1, Die deutschen Bischöfe 41), vor allem auf Ebene der Pfarrgemeinde; so gilt für diese Berufsgruppe vieles, was oben über den Dienst der Wegbegleitung durch die Priester beschrieben wurde. Manche Entwürfe zur Theologie der neueren pastoralen Dienste schlagen als deren Charakterisierung auch »Hilfe zur Subjektwerdung der Einzelnen wie der Gemeinden« vor. So zeigt sich auch für die hauptberuflichen Dienste der Laien: Mit-Sein auf dem Weg ist ein Kernmerkmal ihrer seelsorgerlichen Tätigkeit.

Wegbegleiter-Sein bezeichnet kein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis. Daher respektieren die Weggefährten einander als Subjekte, die ihren eigenen Weg in der Nachfolge suchen und gehen und wechselseitig füreinander zu Begleitern werden. Kooperation mit den Menschen, die sie begleiten, erscheint dann ebenso selbstverständlich wie die Wegbegleiterinnen und -begleiter miteinander kooperieren (sollten).

Was sich auf dem Weg ereignen kann

Das Volk Israel und seine Führer, allen voran Mose und Aaron, haben erleben müssen, was dem Gottesvolk und denen, die ein für diese Glaubensgemeinschaft konstitutives Amt übertragen bekamen, auf dem Pilgerweg »passieren« kann. Im Blick auf eine Spiritualität des pastoralen Dienstes als Wegbegleitung finden wir im Buch Exodus eine Fülle von Anregungen, aus der ich einige markante herausgreife.

Wahrnehmen der Situation (vgl. Ex 2,11-25 – 3,3)

Mose hatte sich zurückgezogen, nachdem ihm sein Einsatz für einen Volksgenossen schlecht bekommen war, und zwar nicht nur bei den Unterdrückern, sondern bei den eigenen Leuten. Dies hält ihn nicht davon ab, ein weiteres Mal bedrängten Menschen beizustehen. Aber es war ruhig um ihn geworden, seine Talente schlummerten. Gott jedoch wollte auf sie zurückkommen, und er

konnte mit Mose rechnen. Dieser hatte sich Sensibilität, Wahrnehmungskompetenz bewahrt. Er achtete auf die Signale, auf die Zeichen der Zeit. Wegbegleiter und Anführer haben gewahr zu sein, dass Gott bzw. sein Bote darin zu Wort kommen. Sie haben sich zu fragen »Wo brennt es? – Wo entflammt etwas? – Wo ist etwas im Busch?«

Gotteserfahrung als Wendepunkt (Ex 3,4-15)

Der viel zitierte Dreischritt *sehen – urteilen – handeln* gilt auch für Jahwe: Er hat das Elend seines Volkes gesehen – er kennt ihr Leid und urteilt, dass sie sich nicht selbst befreien können – er handelt, er steigt herab. Der Gott der Väter und Mütter begegnet Mose, der Gott, der aus freien Stücken und auf seine Weise mit seinem Volk sein will. Diese Gotteserfahrung kann nicht für sich behalten werden. Sie ist mit Sendung, mit Auftrag verbunden, und zwar apodiktisch: »Und jetzt geh!« (V. 10a) Auch Paulus ist davon überzeugt, dass die Charismen nicht private Geistesgaben sind; sie werden gegeben zur Auferbauung der Gemeinde – im Zeichen des Gekreuzigten.

Charismatische Kooperation (Ex 4,1-17)

Auch Mose hat gesehen, und er urteilt, dass er es allein nicht schafft. Sein Handeln besteht zunächst in Berufungsverweigerung: »Schick doch einen anderen!« (V. 13b) Jahwe entlässt ihn nicht aus seiner Verantwortung, aber er gibt ihm einen Koadjutor, einen mit kommunikativer Kompetenz. Interessanterweise bedeutet dies keine Entmachtung des Mose, im Gegenteil: »Er wird für dich der Mund sein, und du wirst für ihn Gott sein« (V.16). Was wäre die kommunikative Kompetenz ohne Gotteskompetenz, ohne das Charisma der Ursprungserfahrung? Man ist versucht, Kant zu variieren: Gotteserfahrung ohne Kommunikation ist blind; Kommunikation ohne Gotteserfahrung ist leer. Ist das nicht ein Auswahlkriterium für pastorale Berufe wie für die Besetzung von Seelsorgeteams?

Man macht der Leitung Probleme (Ex 5,20-23)

Die Listenführer machen Mose und Aaron Vorwürfe. Das heißt: untergeordnete Amtsträger beschwerten sich bei ihren Vorgesetzten. Die Szene regt zu Fra-

gen an: Erfordert das Wohl des pilgernden Gottesvolkes nicht Kommunikation ohne falsche Rücksichtnahme? Das Zweite Vatikanische Konzil fordert sogar alle Christgläubigen, namentlich die Laien, auf, gegenüber ihren Hirten das offene Wort nicht zu scheuen (vgl. LG 37). Mose zeigt übrigens Solidarität mit den Beschwerdeführern; er wendet sich erst an Gott und nicht gleich an die Untergebenen, so als wisse er immer schon die rechte Antwort. Andererseits stellt sich auch die Frage, was leitende Personen den Geleiteten zumuten dürfen, ja müssen, wenn sie von der Vision überzeugt sind. Wie geht das: zusammen solidarisch zu sein und zuzumuten? Vielleicht ist schon viel gewonnen für das kommunikative Miteinander im Volk Gottes, wenn das Bemühen um Solidarität *und* Zumutung deutlich zu erkennen ist.

Notwendige Umwege (Ex 13,17ff)

Fürwahr ein Text für Zeiten des Umbruchs! Vielleicht auch für Zeiten des Abbruchs, deren Kehrseite ja die Zeit der Aussaat darstellt. Gott lässt Umwege machen, damit die Menschen ihm treu bleiben! Damit sie nicht den Kürzeren ziehen! Die Menschen murren (14,10-14), sehnen sich nach den – sprichwörtlich gewordenen – »Fleischtöpfen Ägyptens (16,3), murren, bis es Wasser aus dem Felsen gibt (17,3). Mose argumentiert damit, dass es sich doch warten lässt, wenn erfahren wird, dass der Herr für uns kämpft (14,14). Dann ist Warten doch nicht Faulheit, Feigheit oder Resignation! Aber offenbar ist auch dieses Vertrauen leichter eingefordert als aufgebracht! Provozierende Fragen kommen hoch: Wo lockt uns der kürzere Weg? Wenn wir zum Beispiel liebäugeln mit Organisationsberatung, ohne zugleich an unserer geistlichen Erneuerung zu »arbeiten«? Müssen wir nach der langen nachkonziliaren Zeit deshalb Umwege machen, damit wir nicht mehr von der goldenen Vergangenheit träumen und zurückwollen, zum Beispiel in die versorgte Gemeinde?

Wechselseitige Solidarität (Ex 17,2.12-16; 18,13-26)

Mose setzt das Murren des Volkes gegen ihn gleich mit dem Murren gegen Gott (17,2). Müssen wir nicht die Gabe der Unterscheidung einüben, um zu erkennen, ob die Menschen gegen uns murren und damit gegen Gott oder ob sie gegen uns murren, weil wir ihnen gerade Gott nicht anbieten? Dann können wir gewiss auf die Solidarität der Menschen setzen, sie werden uns unter-

stützen – im wahrsten Sinne des Wortes (17,12-16). Die Menschen spüren, ob wir uns auf unsere Kernkompetenzen konzentrieren: den Weg zu Gott weisen, oder gnadentheologisch präziser: darauf hinweisen, dass Gott unterwegs ist zu ihnen. Selbst so ein ganz Großer wie Mose («du wirst für ihn Gott sein»), kann übersehen, was seine Berufung ist, oder deren Wahrnehmung selbst verhindern. Immerhin, Mose weiß: »Die Menschen kommen zu mir, um Gott zu befragen« (18, 15b). Aber sein konkreter Arbeitsalltag steht dem entgegen. Deshalb muss ihm gesagt werden: »Es ist nicht richtig, wie du das machst. So richtest du dich selbst zugrunde und auch das Volk, das bei dir ist« (17b.18). Deshalb der Rat: »Entlaste dich, und lass auch andere Verantwortung tragen!« (22c).

Welche Anregungen gibt uns das in Zeiten der Aussaat? Einiges habe ich angedeutet, ja deutlich ausgesprochen. Es entspricht jedoch nicht meinem Selbstverständnis als Theologe, solches zu deduzieren oder gar Vorschriften zu machen. Ich freue mich, wenn es darüber zum Austausch kommt. In Zeiten der Aussaat gilt erst recht: wir sehen, urteilen, handeln – gemeinsam!

■ **Bernd Jochen Hilberath**, geb. 1948; Promotion zum Dr. theol. 1977; Habilitation 1984; seit 1992 Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte in Tübingen, seit 1996 auch Direktor des Institutes für Ökumenische Forschung Tübingen.

»Um Gottes willen für die Menschen« Aufgaben für Ämter und Dienste in neuen Seelsorgestrukturen

Domkapitular Gerhard Stöber

Vorbemerkungen

Viele Untersuchungen, Analysen und Vorschläge sind mit Blick auf die Veränderungen in unseren deutschen Pfarrgemeinden schon angestellt worden, und es soll hier nicht der Versuch unternommen werden, dem noch eine hinzuzufügen. Manchmal ist Gelassenheit eine wichtige Tugend, gerade in Zeiten, wo Veränderungen ins Haus stehen. Andererseits ist es notwendig, darüber nachzudenken, mit welchem Profil unsere Gemeinden in die Zukunft gehen wollen angesichts der Aufgaben, die vor uns stehen. Dies betrifft dann wie von selbst auch den Dienst der Priester und aller pastoralen Mitarbeiter. Also: Einerseits gilt es, manches in Gelassenheit anzugehen, andererseits sind wir aufgefordert zu fragen, in welche Richtungen sich die Pfarrgemeinden weiterentwickeln werden.

Vorweg sei auf eine Schwierigkeit hingewiesen: In unseren Bistümern gibt es eine große Ungleichzeitigkeit hinsichtlich der sich im Fluss befindlichen Neustrukturierungen der Pfarreien. Das macht die Aufgabe schwieriger, Allgemeines zu formulieren. In unserem Erfurter Bistum sind wir jetzt bei den ersten größeren Schritten einer Strukturreform.

Zugleich sei daran erinnert, dass Umbrüche in unseren Pfarrgemeinden nicht nur durch das Fehlen von genügendem Seelsorgepersonal sich ereignen.

Ein erster Umbruch ereignete sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in unseren Pfarrgemeinden. Viele Gemeindemitglieder entdeckten die Pfarrgemeinde als Ort, für den es sich zu engagieren lohnt. Als Konsequenz erfolgt nach dem II. Vatikanischen Konzil recht bald die Installierung der Pfarrgemeinderäte. Sie sollten Teil haben an der pastoralen Leitung der Pfarrgemeinden und der Ausgestaltung des Gemeindelebens. Mit viel persönlichem und ehrenamtlichem Engagement haben sich Laien hier seither in den Gemeinden engagiert eingebracht.

Ein erster Umbruch, in den unsere Gemeinden gekommen sind, hatte seine »Ursache« in dem Erwachen der Mitverantwortung der Gemeindemit-

gliedert für ihre jeweilige Pfarrgemeinde. Das hat Bild und Struktur in unseren Pfarrgemeinden mitgeprägt und verändert.

Eine zweite Ursache für die heutigen Umbrüche liegt in den gesellschaftlichen Veränderungen, die auch an unseren Kirchentüren nicht Halt machen. Wir spüren zum Beispiel, wie gerade im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit es nicht mehr so weitergeht, wie wir es selber noch aus unserer Kinder- und Jugendzeit, bzw. auch eingeschränkt vor 1989 in den neuen Bundesländern erlebt haben. Da der Kinder- und Jugendbereich nur die Spitze des »pastoralen Eisberges« ist und wir ebenso von den jungen Familien sprechen könnten, wird deutlich, dass die gesellschaftlichen Veränderungen (säkulare Luft) auch vor unseren Gemeinden nicht einfach Halt machen. Hier sprechen die Zahlen zum Beispiel der sonntäglichen Gottesdienstteilnehmer eine deutliche Sprache.

Eine dritte Ursache der gemeindlichen Umbrüche hat sicherlich mit dem Mangel an pastoralen Mitarbeitern zu tun. Hier wird es für die betroffenen Gemeinden immer am ehesten sichtbar und spürbar. Dabei gilt es darüber nachzudenken, ob das Wort vom Mangel die richtige Wortwahl ist. Vielleicht sollten wir doch eher von den uns zur Verfügung stehenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sprechen. Eine solche Perspektive lässt dann das Wort vom Mangel und der Mangelwirtschaft (die natürlich auch Kreativität fördert!) in den Hintergrund treten und eher fragen, wie wir nach vorne schauen und mit der uns von Gott zugemuteten Situation produktiv umgehen können.

Was ungefragt gültig bleiben sollte

Bei vielen religiösen und pastoralen Fragen unserer Zeit fragen wir in der Regel sofort nach der Kirche und ihrem Engagement. Und viele Diskussionen engen sich dann auch auf die Frage ein: Wie muss Kirche und Gemeinde sich ändern, damit sie die jetzige Situation meistern kann? Hinter einer solchen Frage verbirgt sich oft ein pastoraler Kurzschluss!

Das sind sicher wichtige Fragen, aber es darf darüber nicht die erste Frage nach der Aufgabe der Kirche aus dem Blick kommen. Sie selber ist nicht das Heil, sondern ein Zeichen auf das Heil hin, ein Sakrament für die Welt. Ein solches Zeichen kann natürlich falsch aufgestellt, kann kaum noch erkennbar sein oder in eine falsche Richtung weisen, all das ist bei der Kirche möglich. Dennoch hat sie der Welt nur dann etwas zu sagen, wenn in ihrer Mitte der Hinweis auf Gott geschieht und nicht die »Streitereien« oder Diskussionen um

das Zeichen die eigentliche Botschaft sind und dann das Wichtige verkürzt oder verdunkelt dargestellt wird.

In unserer Zeit, wo viele Menschen nicht mehr mit dem Himmel rechnen, ist es Aufgabe der Kirche, »den Himmel offen zu halten« und die Menschen immer neu an Gott und sein Heilsangebot in Jesus Christus zu erinnern. Diese Botschaft von Gott ist uns aufgetragen, sie ist uns als »Schatz in irdenen Gefäßen« gegeben und die Kirche hat in erster Linie – oder radikaler – nur dann einen Sinn, wenn es um diese Botschaft geht und sie nicht zu kurz kommt. Diese Botschaft bringen wir natürlich unterschiedlich zu Gehör, sei es in der Katechese, in der Liturgie oder im diakonalen Engagement. Wenn wir heute leidenschaftlich von Gott sprechen und seiner Botschaft, sind wir »um Gottes willen für die Menschen da«. Daran gilt es, sich immer neu zu erinnern. Sonst vermuten unsere Zeitgenossen nicht zu Unrecht, dass es bei uns um die gleichen Themen geht wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Dann aber – und das ist der zweite Schritt – haben wir zu fragen, wie wir diese Botschaft heute am geeignetsten und am wirkungsvollsten (hier wirklich so gemeint am »effektivsten«!) vermitteln können: Und hier kommt die »Kirche« wieder ins Spiel.

Mir ist dieser Anlauf deshalb wichtig, weil wir natürlich auch über Strukturen und Konzepte reden müssen. Eine solche Rede darf aber dieses unangefragte Grundanliegen nicht außer Acht lassen.

Deshalb wird bei allen Veränderungen, die auf unsere Gemeinden noch zukommen, unser schon immer zu verwirklichendes Grundanliegen sein müssen: Wie kann die erlösende Botschaft von Jesus Christus neu verkündet und vertieft werden? Ich denke da an Gemeindeexerzitien und Mission, Glaubens- und Schriftkreise, die Art und Weise, wie wir Liturgie feiern usw. Denn nur diejenigen, die sich in der Mitte festmachen, werden sich auf die notwendigen Veränderungen einlassen und diese produktiv mitgestalten.

Zu dem, was von der Mitte her ungefragt sein sollte, gehören dann auch einige andere Grunddaten für die Gemeinde, die meines Erachtens auch feststehen.

Glaube braucht Gemeinschaft am Ort

Bei allen Überlegungen scheint es wichtig zu sein, dass der jeweilige Ort bzw. Lebensraum des Glaubens für das Erlernen des Glaubens und das Leben aus

dem Glauben von großer Bedeutung sind. Es ist wie mit dem Anfangsort des Glaubens, der Familie. Sie ist der erste Glaubensort. Fällt er aus, ist er nur schwer zu ersetzen. So ähnlich ist es mit der Gemeinde am Ort. Sie bildet so etwas wie den Ackerboden, in den der Einzelne mit seinem Glauben hineingepflanzt ist. Fällt ein solcher Ort aus, ist er nicht ersetzbar. Deshalb ist bei allen notwendigen Veränderungen dies mitzubedenken, dass Glaube nicht in neu geschaffenen Strukturen lebt, sondern immer vor Ort. Natürlich können dann auch andere Glaubensorte wichtig werden, wie geistliche Gemeinschaften oder die geistliche Nähe zu einem Kloster.

Jede Gemeinde hat ihre eigene, unverwechselbare Identität

Wenn jemand vom grünen Tisch einen Plan machen würde, wie eine Gemeinde auszusehen hat, käme er auf eine künstliche Gemeinde, die es in der Alltagswirklichkeit nicht gibt. Es ist wie unter Geschwistern. Alle stammen von den gleichen Eltern ab und bei aller Gemeinsamkeit ist jeder und jede auch anders. Wir könnten auch so sagen: Jede Gemeinde hat ihr eigenes Gesicht, eigene Vorzüge und Schwächen, eigene Riten und eigene Bräuche. Dies manchmal schon, obwohl die Orte nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegen. Eine solche Identität gilt es nicht zu verwischen, sondern zu stärken und herauszuarbeiten. Keine Gemeinde ist mit einer anderen austauschbar.

Von Mitbrüdern höre ich oder erlebe, wie sie in der einen Pfarrei gut zurechtkommen; gehen sie aber in eine andere, dann fällt es manchen schwer, mit der dortigen Gemeinde ins Gespräch zu kommen oder umgekehrt. Deshalb scheint es mir wichtig zu sein, dass eine Gemeinde sich über ihr eigenes Profil klar wird. Es ist wie in einer Partnerschaft: Sagt der eine »ich bin halt so« ohne sich einmal Rechenschaft darüber zu geben, warum er so ist, ist auf Dauer ein partnerschaftliches Zusammensein nicht möglich. So bedarf es auch eines gemeindlichen Erkenntnisprozesses, was die eigene Identität ausmacht, was ihr ureigenstes Profil ist. Nur wer Unverwechselbares in neue Gemeindeformen mit einbringt, also in ein größeres Ganzes, wird zum einen das, was andere einbringen, als bereichernd erleben und das Eigene schätzen können. Hier kommt den pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Aufgabe zu, einen solchen Erkenntnisprozess anzustoßen und zu begleiten.

Ein Plädoyer: »Die Kirche im Dorf lassen«

Vielleicht klingt es ein wenig einfach, wenn ich dafür plädiere, die »Kirche im Dorf« zu lassen. Diese Redewendung gebrauchte man in meinem Heimatdorf, wenn jemand zuviel Wind um eine Sache machte. Bei allem Notwendigen, was wir tun müssen und können, spüren wir oft auch, dass in der Pastoral nicht alles von uns abhängt. Es bleibt Jesu Kirche und es bleiben seine Gemeinden. Dass dies nicht die Not mancher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter relativieren will, wie sie in der jetzigen Situation ihren Aufgaben gerecht werden können, versteht sich von allein. Ein Bild für mich ist dann schon die Kirche, die den Mittelpunkt eines Dorfes, einer Stadt ausmacht und zu der die Gläubigen am Ort eine gewachsene Beziehung haben, auch wenn kein pastoraler Mitarbeiter mehr am Ort wohnt.

Was uns die Gegenwart aufträgt

Wenn wir in unsere Pfarrgemeinden schauen, dann erleben wir in der Regel ein gesundes – manchmal übertriebenes oder gemindertes – Selbstbewusstsein: *Wir sind Gemeinde vor Ort und hier sind wir auch selber für das verantwortlich, was geschieht.* Ich möchte mein Grundanliegen in das Bild einer Sportart kleiden. Wenn in einer Fußballmannschaft einer meint, er brauche die Anderen nicht, dann wäre er selbst als der beste Spieler irgendwann »kalt« gestellt. Genauso falsch wäre es, wenn ein schwacher Spieler sagt, man brauche die starken nicht; das Spiel verfiel in Niveaulosigkeit.

Gemeinde vor Ort ist eingebunden in das »Mannschaftsspiel« eines Bistums, oder anders: Sie ist Teil einer größeren kirchlichen Gemeinschaft. Hier stehen wir vor der Aufgabe, vermehrt das Mannschaftsspiel oder anders gesagt, die größere Gemeinschaft zu entdecken und sich »vor Ort« in das Gesamt einzubinden.

Hier haben pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Aufgabe, diese Kommunikation immer wieder herzustellen bzw. an sie zu erinnern.

Das mag zu dem bisher Gesagten in einer gewissen Spannung stehen und diese wird bleiben. Auf der anderen Seite braucht die Gemeinde vor Ort immer die Ergänzung zu anderen Gemeinden hin. Ich nenne einige dieser Spannungspunkte, die entstehen können:

1. Die Leitung einer Gemeinde vor Ort hat in ihren Entscheidungen die Gemeinde von »nebenan« mit einzubeziehen

Vielleicht wird das, was weiter oben ausgeführt wurde, hier schon konkreter. Wenn in einer Gemeinde zum Beispiel über Gottesdienstzeiten neu verhandelt wird, dürfte eine der Fragen auch sein: Und wie sind sie in den Nachbargemeinden? Aber auch, wenn über die Kinder- und Jugendarbeit nachgedacht wird, ist es sinnvoll, über den eigenen Ort hinauszusehen.

Deshalb sollten in allen pastoralen Entscheidungen der Gemeinde vor Ort die Gemeinden in ihrem Umfeld mit einbezogen werden. So kann langsam ein Denken Platz greifen, das zwar den eigenen Ort für die Gremien als den wichtigen ansieht, zugleich aber auch in seinen Entscheidungen einen größeren Raum im Blick hat. Dies wird in Zukunft noch entscheidender sein, wenn die pastoralen Räume (noch) weiter werden. Um dann nicht ganz neu denken und planen zu müssen, könnte es eine gute »Startphase« sein, hier neue Denk- und Verhaltensmuster einzuüben.

2. In manchen Bereichen der Seelsorge gilt es, sich den neuen Gegebenheiten zu stellen

Wenn ich noch einmal den Bereich der Kinder- und Jugendarbeit herausgreife, dann ist es hier wohl am deutlichsten, dass neben der Verwurzelung vor Ort die Kinder selber in größeren »Räumen« aufwachsen. Ihr Arbeitsort Schule bringt sie in einen größeren Verbund mit anderen Schülern und ihr Freizeitort wiederum bringt die Jugendlichen noch einmal in eine andere Gemeinschaft. Es kommt also zu einer Spannung zwischen der Identität vor Ort und den anderen und größeren Lebensorten der Jugendlichen.

Dies muss notwendigerweise Auswirkungen auf unsere Pastoral haben. Neben der Identitätssicherung bedarf es einer Weitung, die sich größeren Räumen nicht verschließt. Neben dem Angebot vor Ort bilden sich zum Beispiel Zentren heraus, die für Jugendliche von Bedeutung werden. Hier stoßen wir im Augenblick oft auf alte Denkmuster und Verhaltensweisen, die den jetzigen gesellschaftlichen Gegebenheiten nicht gerecht werden. Eine mir eigene Jugendarbeit vor Ort greift zu kurz, ein sich Heraushalten – »die sind im neuen Zentrum gut aufgehoben« – nimmt der Pfarrei die Aufgabe nicht ab, zu den

Jugendlichen Kontakt zu halten oder neu zu suchen. Vielleicht wird sich in Zukunft unsere Pastoral noch mehr an den Lebensräumen der Menschen ausrichten müssen.

Größere Räume brauchen aber mehr Mitarbeiter. Da diese Aufgaben allein nicht von den hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geleistet werden kann, werden verstärkt ehrenamtliche Mitarbeiter notwendig sein. Hier wird sich ein Bistum in Zukunft sicher noch mehr der Begleitung Ehrenamtlicher zuwenden müssen, damit diese dann wieder vor Ort ihren Dienst gut ausüben können.

3. Glaubensvertiefung als Aufgabe der Gegenwart

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal auf die Glaubensvertiefung verweisen. Wenn für unsere Zeit ein Stichwort steht, dann dies der Schnellebigkeit. Ob das auch für unser Glaubenswissen und unsere Glaubenspraxis gilt? Veränderung ist heute fast zu einem Qualitätsstandard geworden. Dinge von gestern sind heute schon veraltet. Wer meint, es soll alles beim Alten bleiben, wird der Gegenwart nicht gerecht. Deshalb gilt auch in unserer Glaubensvermittlung, den Glauben mit den gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen in Beziehung zu bringen und neu leben und aussagen zu lernen. Hier liegt sicher ein Schwerpunkt jetziger und zukünftiger Arbeit in der Pastoral; denn mit der Sprachlosigkeit in Glaubensfragen nimmt auch die Fähigkeit ab, über den Glauben Rechenschaft geben zu können.

Was uns in die Zukunft hinein begleiten wird

1. Neben dem Verwalten geht es in erster Linie um das Gestalten

Ein Text von Bertolt Brecht kann vielleicht die Richtung anzeigen: »Herr K. traf einen alten Bekannten wieder. Dieser sagte zu ihm ›Du hast dich ja gar nicht verändert!‹ Darauf ging Herr K. erschrocken weiter. Irgend etwas musste er falsch gemacht haben.«

Veränderungen gehören zum Leben und sind nicht einfach Schicksalsschläge. Wir können uns heraushalten, dann kommen sie von allein und überfallen uns. Wir können aber auch unsere Möglichkeiten nutzen, sie bewusst mit zu gestalten.

Es ist wie bei Kindern: Sie wachsen von allein, Erziehung ist den Eltern aufgegeben.

Wenn wir die Entwicklung der Gemeinden mit gestalten wollen, kommt es immer auf das richtige Hinsehen an. Wir sind von unserem Temperament eher angelegt, manches beschönigend zu sehen (ist ja nicht so schlimm) oder dramatisierend (es geht ja alles den Bach herunter). Eine nüchterne Bestandsaufnahme ist immer neu notwendig, um die Wirklichkeit zu erfassen oder ihr wenigstens näher zu kommen.

Eine Bestandsaufnahme muss uns nicht ängstigen. Wohl aber müssen wir uns fragen: Was sagt sie uns für die Zukunft unserer Gemeinden? Wo sollten wir Schwerpunkte setzen? Wir werden manches auch hinnehmen müssen, aber Untätigkeit ist ein schlechter Ratgeber und führt nur zur Resignation. Hier wünsche ich mir einen guten Dialog zwischen den Pfarrern und den vorhandenen Leitungsgremien, der zu Korrekturen der je eigenen Sichtweise führen kann oder zur Bestärkung des Weges wird, den eine Gemeinde geht.

2. Neben der eigenen Profilierung geht es in erster Linie um die Ausbildung von pastoralen Räumen

Es gibt – unserer erbsündlichen Verfasstheit geschuldet – auch einen gemeindlichen Egoismus, der über den eigenen Kirchturm nicht hinaus sieht. Dann ist nur interessant, was vor Ort geschieht und alles andere nimmt die Gemeinde höchstens noch zur Kenntnis. Sicher ist dieser Egoismus unterschiedlich ausgeprägt, aber wohl in vielen Gemeinden vorhanden. Einen solchen Egoismus kann man sich »leisten«, auch wenn er hier schon verwerflich ist, solange eine Gemeinde genügend eigenes Potential und Ressourcen hat, um ihn zu pflegen. Wenn es auch zu personellen Veränderungen kommt, entsteht meist als einzige Frage: Warum sollen wir nachgeben und nicht die anderen? In einer solchen Situation werden alle Veränderungen, die notwendig sind, als Angriff aufgefasst und eine Bereitschaft zur neuen Ausgestaltung der dann vorhandenen Wirklichkeit gibt es nicht. Um einer solchen Situation vorzubeugen, bedarf es neben dem Blick auf den Ort auch auf den jeweiligen pastoralen Raum. Damit meine ich: Wir erleben im politischen Umfeld, wie durch Verwaltungsreformen auch manche Verwaltungsgemeinschaften entstehen, die eher künstliche Gebilde sind. Wir werden in Zukunft verstärkt pastorale Räume haben, die mit weniger hauptamtlichen Mitarbeitern ausgestattet sind.

Dann ist der Weg einer von außen festgesetzten Gemeinschaft ein falscher Weg. Eher ist es sinnvoll, dass Gemeinden in Zukunft verstärkt – wo dies noch nicht geschieht – Koalitionen suchen. Es könnte heute schon ein neues Raumdenken greifen, auch wo dies im Augenblick noch gar nicht notwendig ist. Auf diese Weise kann eine kooperative Pastoral entstehen, von der wir zwar häufig sprechen, die aber oft noch nicht greift.

»Um Gottes willen für die Menschen«, dieser Auftrag bleibt der Kirche zu allen Zeiten. Dass dabei je eigene Wege gefunden und gegangen werden, ist ein gutes Zeichen dafür, dass wir selber auch auf die Führung des Hl. Geistes vertrauen können, wenn wir notwendige Veränderungen angehen. Die Not allein ist ein schlechter Ratgeber. Zu fragen, was heute hilft, den Himmel offen zu halten, lässt uns ganz gewiss auch neue Möglichkeiten finden, dies in unserer Zeit umzusetzen. Dabei können wir uns aber auch eingestehen, dass wir heute noch nicht sehen, welche äußere Gestalt die Kirche in unserem Land einmal haben wird.

■ **Gerhard Stöber**, geb. 1949; Priesterweihe 1977; seit 1988 Leiter des Seelsorgeamtes im Bistum Erfurt.

Pfarrer: Manager und Seelsorger

Pfr. Dr. Wilfried Evertz

Als Pfarrer zweier Stadtgemeinden mit insgesamt 6.000 Katholiken (seit kurzem zu einer Gemeinde zusammengeführt), Moderator für die Kooperation in einem Seelsorgebereich mit sechs Kirchen und einem siebenköpfigen Seelsorgsteam, Dechant eines Dekanates mit zehn Pfarreien und drei Seelsorgebereichen sowie stellvertretender Stadtdechant weiß ich ein Lied zu diesem Thema zu singen. Aber keine Angst – es wird kein Klage- oder gar Trauerlied werden. Bei dieser Thematik sind vor allem Nüchternheit und Realismus gefordert. Aus meiner Alltagserfahrung als Pfarrer heraus scheinen mir folgende Punkte wichtig:

Kluge Arbeitsorganisation und gutes »Zeitmanagement«

Ein Pfarrer hat heute viele Management-Aufgaben: Dienstvorgesetzter für eine große Zahl von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Leitung von Gruppen und Gremien, die Sorge um Kirchen- und Pfarrgebäude, Güter- und Vermögensverwaltung u.a. Die Zusammenlegung mehrerer Pfarreien zu neuen Seelsorgeeinheiten und der anhaltende Rückgang der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (nicht nur der Priester!) potenziert hier noch die Verantwortung in der Leitungsfunktion und die damit verbundene tägliche Belastung. So ist heute auch für den Pfarrer nicht nur kluge Arbeitsorganisation, sondern auch fortlaufendes »Zeitmanagement« angesagt. Je besser mir das gelingt, desto mehr Kraft und Zeit kann ich für die Seelsorge investieren.

Ja-Sagen zu den notwendigen Management-Aufgaben

Als Pfarrer muss ich die Management-Aufgaben als wichtigen Teil meiner Arbeit wirklich *wollen*, das heißt, ich muss zu ihnen innerlich Ja sagen, sie annehmen und mich ihnen im Alltag geduldig stellen. Als Gemeindeleiter und Moderator im Seelsorgebereich würde ich mir selbst und anderen nur

*Der Christ muss sich nicht
im Schatten des Kreuzes auflösen,
sondern aufsteigen in sein Licht.*

Pierre Teilhard de Chardin

unnötige Schwierigkeiten bereiten, wenn ich die zu meiner Leitungsaufgabe gehörenden Management-Aufgaben innerlich ablehnen würde bzw. versuchte, mich in irgendeiner Form um sie herumzudrücken. In diesem Sinne führt auch das von uns Pfarrern oft zitierte Argument, dass wir ja eigentlich nicht Priester geworden seien, um solche Aufgaben zu übernehmen bzw. uns die entsprechende Ausbildung fehle, letztlich nicht weiter: Zum Pfarrer-Sein gehören diese Aufgaben – natürlich immer in einem gewissen Umfang – einfach dazu!

Gute Weiterbildungsangebote nutzen

Wer mich persönlich kennt, weiß, dass ich ganz sicher kein »Verwaltungsmensch« bin – im Gegenteil, ich sehe meine Begabungen und auch Neigungen eher im seelsorglichen Feld. Aber ich habe mir manches »Know-how« im Management-Bereich im Laufe der Zeit angeeignet, einfach durch bewusstes und gewolltes Erfahrungslernen, aber auch durch gezielte Weiterbildung. Was das zuletzt genannte Feld angeht, hat sich meines Wissens in den deutschen Bistümern in den zurückliegenden Jahren ganz viel entwickelt. Gott sei Dank! Es gibt hier inzwischen sehr gute, qualifizierte Angebote: Als Beispiel möchte ich an dieser Stelle einfach einmal die Überschriften unter dem Stichwort »Führen und Leiten« aus dem Weiterbildungsprogramm 2002/2003 des Erzbistums Köln zitieren. Da heißt es: »Seminare: Arbeitsrecht – Kirchenvorstandsrecht – Kirchenrecht – Ehenichtigkeitsverfahren, Kindergarten kompakt, Studientag: Ehrenamtliche gewinnen – motivieren – leiten, Jahreskurs für neuernannte Pfarrer: Begleitung in das Pfarramt, Halbjahreskurs für Pfarrer: Der Dienst in der Leitung – Management in der Pastoral, Werkwochen für Pfarrer:

Geistliche Führung« (Weiterbildung 2002/2003 – Pastorale Dienste im Erzbistum Köln, S. 24). Ich weiß, das Einüben bestimmter Methoden und Techniken weckt bei uns bisweilen auch schon einmal zwiespältige Gefühle, aber mir persönlich hat Weiterbildung in der Vergangenheit immer gut getan, so dass sie mir im Pfarralltag hilft, auch meine (Management-)Aufgaben kompetenter und damit für mich selbst entlastender wahrzunehmen. Ich betone es noch einmal: Ein gutes »Zeitmanagement« und ein solides »Know-how« mit dem Blick auf den Management-Bereich des Pfarrers schaffen Freiräume für die Seelsorge.

Auf die richtige Gewichtung achten

Ich kenne natürlich auch den permanenten Sog des Managements, das heißt den täglichen, ja stündlichen Erledigungsdruck. Dieser ist eine echte, latente Gefahr für den Pfarrer. Wenn wir wollten bzw. manchem einseitigen Druck um uns herum nachgeben würden, dann wäre unsere Zeit sehr schnell ausgefüllt allein mit »verwalten«. Und es gibt ja – leider! – unter uns auch manche Mitbrüder, die mehr oder weniger *nur* Management machen. Dies ist dann allerdings eine arge Verzerrung des priesterlichen Dienstes. Regelmäßige Hausbesuche, seelsorgliche Einzelgespräche oder gerade auch die katechetische Arbeit mit Kindern sind hier nur einige Beispiele für ein »heilsames« Korrektiv; hinzu sollten für jeden Pfarrer unbedingt eine feste geistliche Begleitung, der monatliche »Wüstentag« und die jährlichen Exerzitien kommen.

Ein realistisches Rollenverständnis ist notwendig

Von Praktikanten bzw. jüngeren Mitbrüdern höre ich schon einmal die sicher gutgemeinte, aber sehr idealistische Vorstellung: »Als Pfarrer bin ich der Spiritual der Gemeinde.« Ich möchte vor einem solchen Rollenverständnis warnen: Es ist einfach unrealistisch. Allein in meiner Aufgabe als Pfarrer zweier Gemeinden (von der Moderatorentätigkeit im Seelsorgebereich einmal ganz abgesehen) bin ich Dienstvorgesetzter für 27 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Es liegt auf der Hand, dass ich für unsere Kirchenangestellten und die Mitarbeiterinnen in zwei Kindertagesstätten nicht »Chef« und zugleich Beichtvater sein kann. Hier gibt es als Pfarrer nur ein klares »Ja« zur Leitungsaufgabe (forum externum); alles andere wäre für die betroffenen Personen, aber auch für mich selbst verhängnisvoll.

Grenzen erkennen und ernst nehmen

Aber, bei aller inneren Bereitschaft, sich den Management-Aufgaben des Pfarrers zu stellen, gibt es auch Grenzen. Ich habe es in den letzten Jahren in meinem Umfeld leider häufiger erlebt, dass selbst »gestandene« Mitbrüder nach einer gewissen Zeit »zusammenklappen«, wenn ihnen aus pastoraler Not immer noch mehr auf die Schultern gelegt wird. Dabei gibt es nicht nur die Überforderung des Einzelnen, sondern auch die Überforderung des gesamten Teams. Zu meiner Leitungsverantwortung als Pfarrer gehört es auch, die vor Ort gegebenen pastoralen Verhältnisse mit den Möglichkeiten und Grenzen des Teams bzw. einzelner Teammitglieder abzugleichen und – so weit wie möglich – in Einklang zu bringen. Der Bischof bzw. seine Verantwortlichen im Personalbereich sollten in diesem Sinne früh genug (!) wissen, was vor Ort von Einzelnen bzw. vom Team realistisch (!) zu leisten ist und was nicht.

Fazit

Gibt es aus dem Gesagten so etwas wie ein Fazit zum Thema »Pfarrer: Manager und Seelsorger«? Die meines Erachtens entscheidenden Stichworte habe ich genannt; sie lauten »wollen« und »einüben«: Als Pfarrer muss ich wirklich Ja sagen zu den Management-Aufgaben, das heißt, ich muss sie wirklich »wollen« als wichtigen Teil meiner Leitungsaufgabe und ich muss sie kontinuierlich »einüben« im Rahmen eines täglichen, engagierten Erfahrungslernens und im gezielten Nutzen qualifizierter Weiterbildungsangebote. Persönlich darf ich zum Schluss hinzufügen, dass ich selbst oft darüber staune, wie viel ich auf diesem Weg in den zurückliegenden Jahren »dazugelernt« habe.

■ **Wilfried Evertz**, geb. 1953; Priesterweihe 1980; Promotion zum Dr. theol.; seit 1997 Dechant im Dekanat Bonn-Beuel und Stellvertretender Stadtdechant im Stadtdekanat Bonn – Der vorliegende Beitrag ist erschienen in: *Lebendige Seelsorge*, Heft 3/4 (2003), S. 182-184.

Die Zeit zur Ernte dauert lange – wohin bilden wir heute aus?

Regens Dr. Wilfried Hagemann

Auf neue Herausforderungen reagieren

Die für die Priesterbildung verantwortlichen Regenten haben in ihren »Optionen – Priester für das 21. Jahrhundert« (veröffentlicht im März 2003) in der 5. Option den Mut zu missionarischem Geist eingefordert und folgende These aufgestellt: »Besser neue missionarische Akzente setzen – als alle Kräfte im binnenkirchlichen Raum binden.« Dieser Forderung kommt entgegen, dass fast die Hälfte der jetzigen Priesterkandidaten einen Beruf mitbringt und dadurch wichtige Erfahrungen, die sie außerhalb der Kirche machten, als Anknüpfungspunkte für eine missionarische Aufmerksamkeit mitbringen. Um nur einige dieser Berufe zu nennen: Großhandelskaufmann, Gärtner, Landwirt, Polizist, Betriebsschlosser, Standesbeamter, Jurist, Lehrer, Studienrat, Sachbearbeiter bei einer Krankenkasse, Biologe, Referent bei einem Industrieverband, Telekom-Mitarbeiter. Es lohnt sich, die beruflichen Vorerfahrungen für das Theologiestudium und den pastoralen Dienst fruchtbar zu machen.

Wenn das Evangelium auch künftige Generationen erreichen soll, reicht es nicht aus, bestehende Gemeinden einfach weiterzuführen. Deswegen wird das Thema Gemeindeaufbau in der Vorbereitungszeit auf den pastoralen Dienst heute besonders aufmerksam behandelt. Dabei gehen wir intensiv der Frage nach: Wie kann das gelingen, Menschen zu sammeln und zu Jesus Christus hinzuführen? Es fällt auf, dass unsere Seminaristen verstärkt Initiativen entwickeln, um mit Menschen in ihren jeweils besonderen Situationen ins Gespräch zu kommen.

Was junge Diakone in der Praxis versuchen

Diakon A predigt gern. Er hat eine Predigtreihe zum Thema »Gott im eigenen Leben auf die Spur kommen« entwickelt. Er hat die Gemeinde aufgefordert, persönliche Erfahrungen und Fragen aufzuschreiben und ihm mitzuteilen.

Tatsächlich haben zehn Personen schriftlich geantwortet, auch einige Jugendliche, und berichteten über ihre persönliche Geschichte mit Gott. Ein Rentner legte seinem Bericht einen Scheck über 1.000 € bei, den der Pfarrer an eine allein erziehende, von ihrem Mann verlassene Frau weiterleitete.

Diakon B gab Religionsunterricht in der Hauptschule. Er hatte sich bewusst für die Hauptschule entschieden, weil er hier zahlreiche junge Leute treffen würde, die er in der Gemeinde nicht sah. Er unterrichtete dort in mehreren Klassen katholische Religion. Im zweiten Schulhalbjahr schlug ihm der Direktor vor, den Schülern für drei Monate Einzelgespräche statt Unterricht anzubieten. Daraufhin stellt sich der Diakon an je drei Vormittagen in der Woche für persönliche Gespräche zur Verfügung. Weit über 100 Schüler machen von diesem Angebot Gebrauch und klopfen an seine Tür. Er selbst ist erschüttert, wie viele Schüler echte Probleme haben: Beim einen sind die Eltern arbeitslos, beim anderen leben die Eltern getrennt; bei einem anderen ist die Mutter krank, der Vater ist Alkoholiker und die Kinder wachsen bei ihren Großeltern auf. Der Diakon macht sich auf den Weg und besucht die betreffenden Familien. Er wagt es aber auch, Einzelnen direkt zu sagen: »Gott liebt dich, Gott will dich.« Einer antwortet ihm daraufhin: »Mich will doch niemand. Dass mich jemand liebt, hat mir auch mein Vater und meine Mutter nicht gesagt.« Gerade diesem Jugendlichen kann der Diakon vermitteln, dass Gott ihn ganz persönlich liebt. Die Gespräche bewirken, dass sich zwischen den Schülern und in der Schule selbst ein Klima des Vertrauens bildet.

Diakon C war einer großen Gemeinde zugeteilt. Wie alle Diakone taufte er, hielt auch Trauungen und beerdigte. Gerade durch die Beerdigungen kam er

*Wenn wir uns Gott ganz in die Hände legen,
dürfen wir zu ihm das Vertrauen haben,
dass er aus uns etwas machen kann.*

Edith Stein

mit vielen Familien ins Gespräch. Das eine oder andere Mal hatte er mit Familien zu tun, die über den Tod eines lieben Menschen einfach nicht hinwegkommen, sei es, dass es der plötzliche Unfalltod eines Jugendlichen war, sei es, dass jemand aus der Familie sich das Leben genommen hatte. Er hatte den Eindruck, dass diese Menschen mit ihrer Trauer einfach nicht fertig wurden. Nach einem Trauergespräch machte er sich große Sorgen und sprach darüber mit einer geschulten Krankenschwester.

Zusammen begannen sie diese Familie und auch weitere Familien zu Gesprächen einzuladen. Es entwickelte sich eine Selbsthilfegruppe für Trauernde. Diese wurde von etlichen in der Gemeinde gern angenommen. Nach einiger Zeit, als die schlimmste Trauer aufgearbeitet war, stellten sich einige aus dieser Gruppe für weitere Dienste zur Verfügung: trauernde Familien besuchen, Kranke besuchen im Krankenbesuchsdienst der Gemeinde, Hausbesuche im Seniorenstift oder bei alleinstehenden Senioren. Es ergab sich, dass der Dienst des Diakons sich praktisch vervielfältigte und einen bisher nicht aktiven Personenkreis erreichte und motivierte. Menschen, denen er geholfen hatte, boten ihrerseits Hilfe an. Man könnte sagen, dass einzelne Mitglieder der Gemeinde diakonische Dienste übernahmen.

Diakonische Pastoral

An diesen Diakonen wird deutlich, dass eine diakonische Pastoral Ansätze bietet, über den Kernbereich der Gemeinde hinaus das Evangelium neu »auszusäen«. Diakon, griechisch, bedeutet »einer, der dient«. Einer der Diakone diente Trauernden, der andere war bei den Schülern, der dritte diente den Menschen durch seinen Predigtendienst. Dieser Dienst hat Aspekte von Sozialarbeit, geht aber weit darüber hinaus, weil er die Menschen zum Kern des Evangeliums hinführt und indirekt die Botschaft vermittelt: »Du bist ungemein geliebt von Gott, du bist ganz persönlich geliebt«. Diese auf das Wesentliche ausgerichtete Verkündigung ist jedem Gemeindemitglied möglich, nicht nur dem Diakon und Priester. In diesem Zusammenhang höre ich die Worte Jesu: »Ich aber bin unter euch wie der, der bedient« (Lk 22,27). Jesus wollte dienen. Das zeigte er auch bei der Fußwaschung beim Letzten Abendmahl (Joh 13). Wenn die Seelsorge sich auf die Spur des Dienens einlässt, öffnen sich neue Felder und werden Menschen erreicht, die aus der Sicht der klassischen Gemeinde am Rande stehen.

Neue Felder erschließen

In der Priesterausbildung kommt es entscheidend darauf an zu lernen, jene Arbeitsfelder für die Seelsorge zu erkennen und zu erschließen, wo wir jedermann antreffen. Manche junge Kapläne bringen dafür heute ein tiefes Gespür mit. Der Wunsch, sich in der Schule als Schulseelsorger zu engagieren, Kontakt zum Lehrerkollegium aufzunehmen, aber auch selber aktiv Religionsunterricht zu geben, nimmt zu. Ebenfalls gehen junge Priester gerne ins Krankenhaus und verlangen dafür eine Spezialausbildung, weil sie auch hier Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung antreffen, zudem in einer Situation, in der diese sich leicht öffnen können. Die Arbeit mit Trauernden, die Vorbereitung der Beerdigung durch entsprechende Hausbesuche und die Nachbereitung findet heute bei jungen Priestern neues Interesse. Mancherorts entwickeln sich Trauergruppen. Andere legen einen besonderen Akzent auf die Vorbereitung der Kindertaufe und finden Wege, junge Eltern häufiger, manchmal im Jahresrhythmus, zu Gesprächen einzuladen und eine geistliche Begleitung junger Paare ins Auge zu fassen. Schon mehrmals haben in unserem Pastoralkolleg Pastoralreferenten und Priester einen pastoralpsychologischen Kurs »Paarbegleitung« besucht. Auch die Arbeit mit Jugendverbänden (u. a. Pfadfinder, KJG, KSJ, Landjugend, CAJ) findet neben der Messdienerarbeit in dieser Perspektive neue Aufmerksamkeit.

Kooperieren mit den Verantwortlichen vor Ort

Ein anderer Aufmerksamkeitspunkt, der mir bei den genannten Beispielen auffällt, ist die gezielt angegangene Kooperation mit Laien, die vor Ort hauptberuflich tätig sind: Das sind die Lehrer, die Krankenschwestern, die Ärzte, die Leiter einer Offenen Tür. Wo sich Diakone und Kapläne darauf einlassen – es sind noch längst nicht alle – entstehen fast wie von selbst kleine Kapillaren des Evangeliums in die Gesellschaft hinein.

Sich einbringen in das Pastoralteam

Im Hintergrund dieser evangelisatorischen Tätigkeit steht eine bewusste Rückbindung an das Pastoralteam vor Ort. Pastoralteams von Priestern und Hauptamtlichen in der Seelsorge drängen heute mehr als früher dahin, die

*Für die Unwissenden ist es das Alter,
für die Wissenden ist es die Zeit der Ernte.*

James Beattie

Dienstbesprechung theologisch und spirituell zu gründen und sich dafür wöchentlich einen halben Tag zu reservieren, der mit den Laudes und einem Schriftgespräch beginnt, worauf das Frühstück folgt; ein ausführlicher pastoraler Austausch und die pastorale Planung schließen sich an. Erst dann geht es an die konkrete Verteilung der Dienste. Die Rückbindung des Teams an das Evangelium ermöglicht auch eine tiefere Verbindung und Kommunikation untereinander. Hier wird in Ansätzen erkennbar, was Johannes Paul II. in NOVO MILLENNIO INEUNTE so eindringlich vorgeschlagen hat: »Die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft machen, darin liegt die große Herausforderung, die in dem beginnenden Jahrtausend vor uns steht, wenn wir dem Plan Gottes treu sein und auch den tiefgreifenden Erwartungen der Welt entsprechen wollen. ... Vor der Planung konkreter Initiativen gilt es, *eine Spiritualität der Gemeinschaft zu fördern*« (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 150, Nr. 43).

Studieren mit missionarischer Perspektive

In der Priesterausbildung muss die Dimension von Sammlung und Sendung, von »communio« und »missio« von Anfang an im Blick sein. Aus diesem Grunde arbeiten wir Regenten daran, schon während des Studiums, nicht erst im Pastorseminar, den Kontakt zu den Gemeinden und zu missionarischen Arbeitsfeldern zu ermöglichen. Der Kontakt zu den neueren geistlichen Gemeinschaften erweist sich in der Regel auch in dieser Hinsicht als hilfreich. Wenn junge Kapläne heute verstärkt darum bitten, sich durch mehrjährige Kurse in geistlicher Begleitung zu spezialisieren, ist dies mit dem Ziel verbunden, geistlich und spirituell interessierte und empfängliche Jugendliche und

Erwachsene zu sammeln, zu formen und zu begleiten. Durch den Kontakt mit dem Evangelium möchten sie andere befähigen, Zeugen des Glaubens und der Liebe Jesu Christi zu werden: vor Ort in ihrem jeweiligen Beruf, in der Familie und dann vor allem in der Gemeinde. Es ist interessant, dass bereits Diakone, begleitet vom Pfarrer oder von der Pastoralreferentin, Exerzitien im Alltag anbieten; es gelingt ihnen, beispielsweise über eine ganze Fastenzeit hin, einen Kreis von bis zu 20 Personen um das Evangelium zu versammeln und diese so für das persönliche Zeugnis zu befähigen. Im Umkreis dieser Personen entdecken Erwachsene das Christsein und melden sich für ein halbjähriges Taufkatechumenat. Ein Erwachsener, der sich taufen lässt, hat oft einen Kreis von engagierten Getauften um sich, die mit ihm den Weg zum Christwerden mitgehen.

Neue Prioritäten entwickeln und durchsetzen

Bei der Fülle von Aktivitäten, die heute den Gemeinde-Alltag und auch das Leben in den Seelsorgeeinheiten bestimmen, ist es für die Hauptamtlichen unbedingt erforderlich, die Kräfte zu konzentrieren und gemeinsam neue Prioritäten zu entwickeln. Denn ebenso wichtig wie die Aussaat ist der Gemeindeaufbau. Das Wachstum an Kirche und Gemeinde hängt mit der Zunahme der Christusverbundenheit zusammen. In der Ausbildung muss viel mehr als bisher gelernt werden, wie Personen sich auf das Wort Jesu und das Evangelium einlassen können, wie sie ihre persönliche Antwort geben und dadurch tiefer ins Evangelium hineinfinden. Wer sagen kann: »Jesus Christus ist der Herr« (vgl. Röm 10,9 und 1 Kor 12,3), ja, mehr noch, wer sagen kann: »Du bist mein Herr« tritt in den Raum der Kirche ein. Er kann dann mit den anderen gemeinsam sagen und bekennen: »Du, Jesus, bist für mich gestorben und auferstanden; du hast dein Leben für mich gegeben«. In dieser persönlichen und gemeinsamen Beziehung zu Jesus Christus ereignet sich Kirche. Wenn Menschen sich für den lebendigen Herrn in der Mitte öffnen, wie es in Mt 18,20 verheißen ist, dann entstehen hier Räume, wo Kirche ganz ursprünglich neu verstanden werden kann.

Solches kann sich entwickeln in den Exerzitien im Alltag, bei geistlichen Wochenenden innerhalb der Firmvorbereitung, auf Treffen der geistlichen Gemeinschaften, beim Weltjugendtag, aber auch bei Jugendgebetsabenden, wie sie der Bischof von Münster zusammen mit den Jugendseelsorgern im Dom zu Münster durchführt.

Darum braucht es neben dem Zeugnis am Arbeitsplatz auch Orte, wo der Einzelne Christus begegnen kann. Dies sind kleine Gruppen, dies sind aber auch unsere Gottesdienste. Bibelgespräche, Schriftmeditation, Bibel-teilen sind Formen geistlichen Lebens, die heute zum Standard der Priesterausbildung gehören.

Sich um die geistliche Mitte bemühen

Die Zeit bis zur Ernte dauert lange – dies erfordert auch einen langen Atem, der sich allerdings nicht automatisch einstellt. Deswegen muss in der Ausbildung auch darauf Wert gelegt werden, die Priesterkandidaten und die jungen Kapläne anzuleiten, mit anderen Priestern und auch mit Laien zu ihrem eigenen geistlichen Wohl Gemeinschaft aufzubauen und Gemeinschaft zu leben im Sinne einer kontinuierlichen Jüngerschulung. Eine konsequente Personalförderung und Personalentwicklung der Priester und Hauptamtlichen in der Pastoral setzt voraus, dass die Bistumsleitung diese unterstützt, wenn diese neben dem Jahresurlaub, den Exerzitien und Recollectiones in eigener Verantwortung Räume geistlicher Gemeinschaft aufsuchen oder entwickeln. Die Vielfalt der Charismen, die der Kirche auch heute geschenkt sind, und deren Vielfalt an Spiritualität ist eine große Hilfe für den Einzelnen und für die Kirche.

In einer Kirche, die besondere Kraft für die Evangelisierung braucht, muss die geistliche Mitte gestärkt werden. Darum formulieren die Regenten in ihrer 4. Option »Mut zur geistlichen Mitte«: »Besser sich als Seelsorger vor und in allem um die geistliche Mitte bemühen – als alle überkommenen Ansprüche und Erwartungen bedienen wollen.«

■ **Wlfrid Hagemann**, geb. 1938; Priesterweihe 1963; Promotion zum Dr. phil.; seit 1996 Regens im Bischöflichen Priesterseminar in Münster.

Auf-Bruch wohin?

Dr. Katharina Seifert

Der Magdeburger Domplatz ist aufgebrochen. Archäologen suchen nach Bau-
spuren aus dem Frühmittelalter. Sie legen Fundamente frei. Sie dringen bis zu
den Wurzeln der christlichen und damit der Regionalgeschichte vor. Selbst in
der letzten Phase der Grabungen, wo man eigentlich nichts Spektakuläres
mehr zu entdecken glaubte, kam Neues zu Tage.

Bis vor kurzem glaubte man, die Grundmauern der ehemaligen Kaiser-
pfalz entdeckt zu haben. Aber man fand bei neueren Ausgrabungen einen
Grufbau mit Grabkammern. Das deutet eher auf die Fundamente einer Kir-
che hin als auf kaiserliche Paläste. Wo man bisher die Kaiserpfalz vermutete,
stand das größte Gotteshaus jener Zeit nördlich der Alpen neben dem Kölner
Dom. Tausendjährige Geschichte wird hier freigelegt. Altes musste damals
Neuem weichen. Alles hat seine Zeit in der Geschichte.

Seminar für Gemeindepastoral in Magdeburg

In diesem großen Kontext steht auch das Seminar für Gemeindepastoral in
Magdeburg, das am 11. Juli 2003 geschlossen wurde. So manchen Aufbruch
gab es in den Jahrzehnten zuvor: Erzbischof Lorenz Jäger ist 1947 von Pader-
born nach Magdeburg in die damalige sowjetisch besetzte Zone aufgebrochen,
um zu sehen, was nach dem Krieg noch übrig geblieben war. Martin Fritz, in
Paderborn zum Priester geweiht und Vikar in Magdeburg, bricht qua Auftrag
des Erzbischofs auf, ein Seminar zu gründen. Seelsorgehelferinnen sollten für
den gesamten ostdeutschen Bereich ausgebildet werden.

Seit 1948 wurde eine beachtliche Zahl von Frauen und – seit 1990 – auch
Männern am Seminar zu Seelsorgehelferinnen bzw. Gemeindereferentinnen
und Gemeindereferenten ausgebildet. Sie sind aufgebrochen in die unter-
schiedlichen Regionen der Diözesen und Jurisdiktionsbezirke in der damali-
gen DDR. Ihre vielgestaltige Arbeit, ihr hohes Engagement für die Menschen
in der Diaspora hat reiche Frucht getragen und ist aus der Seelsorge nicht
mehr wegzudenken.

Konsequenzen aufgrund der zurückgehenden Bewerberzahlen

Die geringen Bewerberzahlen führen zu harten Konsequenzen, die sowohl im Seminar für Gemeindepastoral in Magdeburg als auch an der Fachakademie in Mainz gezogen werden müssen. Im Durchdringen und Verstehen dieser harten Realität rühren Worte der Namenspatronin des Seminars in Magdeburg, Gertrud von Helfta, an, die zu Gott spricht: »Eja, wirf einen Blick auf mich Arme, die draußen vor der Tür deiner Minne steht. Eja, fülle meinen armseligen Mantel mit deinen milden Segnungen. Sieh, vor dir steht die leere Schale meiner Sehnsucht.«

Magdeburg und Mainz sind nicht die ersten Seminare, die ihre Pforten schließen mussten. Eine ganze Reihe von Ausbildungsstätten sind bereits vorangegangen: Bonn-Venusberg, Bottrop, Koblenz-Metternich, Mammolshein, München, Elkeringhausen im Sauerland. Die finanziellen Probleme der Diözesen erzwingen die Schließung auch der Seminare in Gelsenkirchen und Hildesheim. Diese Aufzählung tröstet zwar die Betroffenen in Magdeburg nicht, stellt den Schritt aber in einen größeren Zusammenhang. Schmerzlich ist jedoch, dass es im Gebiet der Ostdiözesen keine für die Diaspora prägende Ausbildungsstätte mehr gibt. Eines wird auf jeden Fall deutlich: Mit der Schließung des Seminars opfert man ein Symbol. Vor allem wenn es sich um Ausbildungsstätten handelt, die schließlich die Zukunft der Berufe sichern sollen.

Für die Ausbildungslandschaft der Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten gibt es noch keine Konzepte, wie bewusste, konzeptionelle Zusammenlegungen aussehen könnten. Es ist bedauerlich, wenn die Finanzsituation einer Diözese die Schließung einer Ausbildungsstätte aufzwingt, statt dass deutschlandweite Konzepte im Umbruch einen Aufbruch erahnen lassen.

Freiburger Wurzeln des ersten pastoralen Laienberufes

Es ist unumstritten, dass in Freiburg die Wurzeln des ersten pastoralen Laienberufes liegen. Hier wurde zwischen 1926 und 1928 durch den Aufbruch des Kamillianerpaters Wilhelm Wiesen und der Fürsorgerin Margarete Ruckmich, angestellt beim Deutschen Caritasverband, ein Samenkorn des Baumes Caritas eingepflanzt. Sie haben diesen Baum zur Eigenentwicklung gebracht, zu Wachstum gefördert. Der Beruf der Seelsorgehelferin war für viele Diözesen in

Deutschland so attraktiv und die Nachfrage nach einer solchen Ausbildung so stark, dass in einigen Diözesen entsprechend dem Geist von Freiburg eigene Seminare gegründet wurden.

Die Fachakademie zur Ausbildung von Gemeindereferentinnen und Gemeindereferenten in Freiburg ist als Kirchliches Seminar offen für Studierende aus den Diözesen, die keine eigene kirchliche Ausbildungsstätte mehr haben.

Angeregt von der Schrift der Regenten »Optionen für die Priester des 21. Jahrhundert« haben Studierende des 2. Semesters im Margarete-Ruckmich-Haus eigene Optionen zu erarbeiten versucht, die für ihre Situation Gültigkeit haben könnten:

- Besser sich im Voraus ein Bild der Realität über den Beruf der Gemeindereferentin/des Gemeindereferenten verschaffen, als an unrealistischen Idealen im Beruf zu verzweifeln! – Mut zur Realität!
- Besser das Heute zu leben und versuchen jetzt das Beste daraus zu machen, als sich von der Zukunft der Kirche, vom Beruf verunsichern zu lassen! – Mut zum Heute!
- Besser sich zufrieden auf kleine Schritte einzulassen, als gefrustet auf der Stelle zu treten! – Mut zur Geduld!
- Besser auf die eigenen Fähigkeiten zu vertrauen, als von Fremderwartungen dominiert zu werden! – Mut zu sich selbst!
- Besser sich von Anfang an um eine klare Rollenverteilung im pastoralen Team bemühen, als sich über mangelnde Transparenz zu beklagen! – Mut zum Dialog!
- Besser sich den neuen Herausforderungen der Zeit zu stellen, als an alten Zöpfen zu hängen! – Mut zur Veränderung!

Theologisches Fundament der pastoralen Laienberufe

Was in Magdeburg im Seminar für Gemeindepastoral und ebenso in den anderen Ausbildungsstätten gewachsen ist, hat eine eigene Geschichte und einen eigenen großen Wert. Das Gegenwärtige, die Zeichen der Zeit sind zu erkennen und ernst zu nehmen. In der Leidenschaft für Gott und im Glauben an ihn brauchen wir keine Angst vor der Zukunft zu haben.

Es braucht den Beruf der Gemeindereferentin, des Gemeindereferenten. Margarete Ruckmich sagte 1969, ohne die spätere Entwicklung eines zweiten

Ich wünsche uns Osteraugen, die im Tod bis zum Leben

in der Schuld bis zur Vergebung

in der Trennung bis zur Einheit

in den Wunden bis zur Herrlichkeit

im Menschen bis zu Gott

in Gott bis zum Menschen

im Ich bis zum Du

zu sehen vermögen.

Klaus Hemmerle

pastoralen Laienberufes zu kennen: »Die Seelsorgerin/der Seelsorger ist die Mitarbeiterin/der Mitarbeiter in einer Seelsorge von heute, von morgen. Glauben Sie mit mir an die Zukunft dieses Berufes und wagen Sie es – Sie werden gewinnen.« Sie bezieht sich auf die Aussagen in den Konzilstexten, die aufgrund der aktuellen Entwicklungen heute für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in pastoralen Laienberufen ebenso ermutigend sein können. So heißt es in Lumen Gentium 33: »Das Apostolat der Laien ist die Teilnahme an der Heilssendung der Kirche selbst. Zu diesem Apostolat werden alle vom Herrn selbst durch Taufe und Firmung bestellt. [...] Außer diesem Apostolat, das schlechthin alle Christgläubigen angeht, können die Laien darüber hinaus in verschiedener Weise zu unmittelbarer Mitarbeit mit dem Apostolat der Hierarchie berufen werden, nach Art jener Männer und Frauen, die den Apostel Paulus in der Verkündigung des Evangeliums unterstützt und sich sehr im Herrn mühten (vgl. Phil 4,3; Röm 16,3ff). Außerdem haben sie die Befähigung dazu, von der Hierarchie zu gewissen kirchlichen Ämtern herangezogen zu werden, die geistlichen Zielen dienen.« Auch im Dekret über das Apostolat der Laien erfahren die pastoralen Laienberufe Stärkung und Ermutigung: »Besondere Ehre und Empfehlung verdienen in der Kirche jene Laien, die ehelos oder

verheiratet, sich selbst für immer oder auf Zeit mit ihrem Fachwissen dem Dienst an den kirchlichen Institutionen und an deren Werken hingeben« (AA 22). Ein Appell ergeht in diesem Abschnitt auch an die Bischöfe: »Die Hirten der Kirche sollen diese Laien gern und dankbar aufnehmen und dafür sorgen, dass die Bedingungen, unter denen sie leben, den Erfordernissen der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Liebe möglichst entsprechen. Das gilt vor allem für den standesgemäßen Unterhalt dieser Laien und ihrer Familien. Dazu sollen sich die Laien immer der nötigen Unterweisung, der geistlichen Stützung und Ermunterung erfreuen« (AA 22).

Die sich verändernden pastoralen Landschaften, zum Beispiel »Seelsorgeeinheiten« oder »Pastorale Räume« genannt, bedeuten auch einen veränderten Einsatz pastoraler Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Auch die Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten werden zunehmend nicht mehr in einer Gemeinde tätig sein, sondern ihren Dienst in größeren Seelsorgeeinheiten tun. Diese Entwicklung verändert das Berufsbild und stellt Fragen an die Ausbildung.

Woraufhin heute ausbilden?

Schauen wir auf das, was sich nicht geändert hat: Auftrag ist es nach wie vor, den Menschen das Reich Gottes zu verkünden, sie zum Glauben zu führen bzw. sie im Glauben zu stärken. Wenn dies auch durch die Arbeit von pastoralen Laienmitarbeiterinnen und -mitarbeitern weiterhin geschehen soll, dann müssen dies Menschen sein, die selbst durch Glaubenserfahrungen geprägt sind, die ihren persönlichen Weg im Glauben reflektiert haben und auch in der Lage sind, Glaubensinhalte, den Glauben der Kirche, vermitteln zu können und dafür mit ihrem Leben einzustehen. Dafür braucht es fachwissenschaftliches und methodisches Können, darüber hinaus jedoch zuerst Menschen, die mit ihrer ganzen Person für das Wirken Gottes eintreten. Es braucht selbstlose Menschen, die Zeugnis geben von der Botschaft Gottes, die sie erfüllt.

Grundlage aller pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist eine Entwicklung der Persönlichkeit, die korrespondiert zu der Entfaltung der je eigenen Spiritualität. Dies gilt sicher für alle Berufsgruppen in der Pastoral gleichermaßen. »Glaube kommt auf zwei Beinen«, heißt es. Wir wissen alle, dass die besten Inhalte nicht ankommen, wenn sie nicht authentisch und glaubwürdig vorgetragen und gelebt werden. Wir müssen wieder unsere Mittler-

schaft, unsere Zeugenschaft ernst nehmen. Gott will durch uns wirken. Darum gilt es, Wert auf die Person und das Wie der Vermittlung zu legen. Persönlichkeitsbildung und die Förderung einer persönlichen Spiritualität sind entscheidende Grundlagen, die die Ausbildung eines pastoralen Berufes gewährleisten. Das ist eigentlich nichts Neues, aber vielleicht vom Anspruch der Wissenschaftlichkeit von Studien und in Bezug auf die Ausbildung eher Verdecktes. Ich spreche damit nicht gegen die Inhalte. Auch auf sie muss Wert gelegt werden – jedoch in dem Sinne, dass sie durch »mich« vermittelt werden. Entsprechende theologische Kenntnisse sind Voraussetzung, dass solides Glaubenswissen weitergegeben werden kann. Die Katechese, die Ersteinführung in den Glauben, und dazu eine Sprache, die die Anliegen verständlich vermittelt, sind mehr denn je heute wichtig. Auch dafür muss ausgebildet werden.

Pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit ihrer je eigenen Stimme und Sprache, ihrem je eigenen Sprechen brauchen sowohl die Befähigung zu seelsorglicher Gesprächsführung als auch zu Kommunikation, Teamarbeit und Kooperation. Die gereiften persönlichen Kompetenzen müssen durch die Kompetenzen in der Gemeinschaft ergänzt werden. Dringender denn je sind kreative Möglichkeiten zu suchen, Menschen auch außerhalb der Kirche zu erreichen. Wie kann eine kirchliche Ausbildung darauf vorbereiten? In diese Bereiche gilt es auch in der Fachakademie in Freiburg noch mehr zu investieren. Das Grundkonzept der sich ergänzenden Bereiche von Fachwissen, Berufspraxis, Persönlichkeitsbildung und Spiritualität hat sich bewährt. Die Balance zwischen ihnen gilt es zu hinterfragen bzw. immer wieder neu auszuloten. Hier liegt die Chance einer kirchlichen Ausbildung. Sie kann ohne staatliche Auflagen unmittelbar auf die Erfordernisse der Pastoral reagieren.

Alles hat seine Zeit in der Geschichte

Dass alles seine Zeit in der Geschichte hat, lehren uns die Ausgrabungen am Dom in Magdeburg. Die Geschichte ist Heilsgeschichte Gottes mit uns Menschen. Wichtiger als archäologische Spuren früherer Zeiten ist zu erfahren, wie in dieser konkreten Zeit Heil gewirkt wurde. Unter Glas kann man am Magdeburger Dom dauerhaft in die Vergangenheit sehen. Wir jedoch müssen in die Zukunft blicken. Es wird einmal kaum archäologische Spuren vom Seminar für Gemeindepastoral in Magdeburg geben. Aber hier ist Großartiges in schwerer Zeit bewirkt worden. In einem Spruch heißt es: »Gott verheißt uns

ein sicheres Ziel, aber er schenkt uns kein ruhiges Leben«. In der Zukunftskonferenz in Freiburg wurde deutlich: Unsere Arbeit darf weder von Euphorie noch von Skepsis geprägt sein. Sie braucht eine nüchterne, tief greifende Hoffnung, die fest im Leben steht und doch die Perspektive sucht.

■ *Katharina Seifert, geb. 1965; Ausbildung zur Gemeindeferentin im Seminar für Gemeindepastoral in Magdeburg 1985 bis 1988; 4 Jahre Mitarbeit in einer Gemeinde in Dresden; ein Jahr Ausbildungsleiterin für Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten im Bistum Dresden-Meißen; Promotion zum Dr. theol.; seit 2000 Leiterin der Fachakademie zur Ausbildung von Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten in Freiburg.*



Zeugnisse

3

Das dritte Kapitel ist »stark« durch persönliche und bewegende Zeugnisse von Vertreterinnen und Vertretern aus verschiedenen pastoralen Berufsgruppen und aus geistlichen Gemeinschaften.

Ein Pastoralteam aus Essen hat ein Zeugnis aus der Praxis verfasst, das in sympathischer Weise das Bild einer gemeinsam suchenden und gemeinsam handelnden Gemeinschaft vorstellt.

Zum Titel »Ich habe einmal ›ja‹ gesagt – was mich bewegt ›trotz allem‹ weiterzumachen« sind Beiträge mit sehr persönlicher Note ins Wort gebracht worden, die einladen zum Verweilen und Reflektieren der eigenen pastoralen Lebenspraxis. Für die Auswahl der beteiligten Personen wurde darauf geachtet, dass Zeugnisse aus den alten und neuen Bundesländern eingebunden wurden. Ein weiterer Wunsch konnte verwirklicht werden: die Beteiligung von jungen und bewährten Vertreterinnen und Vertretern der verschiedenen pastoralen Berufsgruppen. Mit zwei Beiträgen reihen sich auch Ordensmitglieder in den Kreis der Zeugen ein.

Gemeinsam sind wir stark – aus dem Alltag eines pastoralen Teams

Pastoralteam der Kirchengemeinde St. Andreas, Essen-Rüttenscheid

Einleitung

Wir sind gebeten worden, ein Zeugnis aus der Praxis zu verfassen. Daher verzichten wir im Folgenden auf die Erläuterung theologischer Grundsätze, die theoretische Erörterung von Berufsbildern, mit dem Amt verbundenen Vollmachten und die Gewichtung unterschiedlicher pastoraler Arbeitsfelder. All diese Dinge liegen unserer täglichen Arbeit zugrunde und bedingen sie und wir setzen ihre Kenntnis voraus.

Ebenfalls setzen wir als Grundkonsens den Zusammenhang von seelsorglichem Amt und Gemeinde voraus: Beides ist aufeinander verwiesen und untrennbar verbunden.

Vor diesem Hintergrund versuchen wir, Grundzüge unseres gemeinsamen Betens, Arbeitens und Lebens so zu beschreiben, dass sie – das hoffen wir – auch dem Leser transparent werden, der noch nie in unserer Pfarrei und in Kontakt mit uns selbst gewesen ist.

Zeit für das Team ist Zeit für die Gemeinde

Im März 2003 hat unser Pastoralteam zwei Tage in Klausur in der Eifel verbracht. Wir haben uns Zeit genommen, um unsere geistliche Gemeinschaft und unsere gemeinsame Arbeit zu reflektieren und zu planen. Wir waren zu viert: der damalige Kaplan, der kurz darauf versetzt wurde und dessen Nachfolge noch nicht geregelt war, die Gemeindeferentin, der Diakon im Praktikum und ich als Pfarrer.

In der Eucharistiefeier haben wir uns gegenseitig etwas von unseren geistlichen Wurzeln und unserer Berufung mitgeteilt, indem wir die Schriftworte, die als Leitsatz über den Feiern unserer Weihe bzw. Sendung standen, benannt und füreinander ausgelegt haben.

In einer sehr ausführlichen Arbeitsphase haben wir eine Bestandsaufnahme unserer Arbeit versucht. Wir haben unter den Stichworten »Liturgie«,

»Seelsorge«, »Katechese«, »Gremien, Gruppen und Vereine«, »Ökumene«, »Schule«, »Kindergarten, Heime und weitere Einrichtungen« sowie unter dem Aspekt »Defizite und Ziele« alle Bereiche der Pastoral in unserer Pfarrei beschrieben, Regeln und Richtlinien aufgestellt und sie im Hinblick auf ihre Anforderungen an uns und unsere Kapazitäten bewertet. Darüber hinaus haben wir unsere eigenen Wünsche und Ziele benannt und uns über die Möglichkeiten, diese zu erreichen, ausgetauscht. Wir haben Schwerpunkte gesetzt und Aufgabenfelder unter uns verteilt.

Dies war seit 2000 der dritte Klausurtag ähnlicher Art. Als er erstmalig stattfand, bestand das Team nur aus dem damaligen Kaplan und mir. Der Pastoralplan, den wir damals erstellt haben, wurde seitdem vom mehrmals veränderten Team fortgeschrieben, korrigiert und ergänzt. Er liegt schriftlich vor und bedarf auch in Zukunft der Anpassung. Die Arbeitsschwerpunkte der einzelnen Mitglieder des Pastoralteams sind den hauptamtlichen Mitarbeitern und der Gemeinde bekannt gemacht worden.

Von den anfangs ins Auge gefassten Zielen haben wir einige erreichen können. So hatten wir uns zum Beispiel vorgenommen, stärker ins Bewusstsein der Gemeinde zu bringen, dass die Eucharistiefeier der Mittelpunkt der Gemeinde ist. Zu diesem Zweck haben wir Besinnungstage für ehrenamtliche MitarbeiterInnen in der Liturgie angeboten und mehr Ehrenamtliche als bisher an der Vorbereitung einzelner Gottesdienste beteiligt.

Um jungen Familien die Gemeinde als Lebensraum zu erschließen, wurde ein Taufelternkreis und ein Kreis junger Erwachsener ins Leben gerufen. Über die Neustrukturierung des Pfarrgemeinderates haben wir angezielt, die Gemeinde zu mehr Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit zu führen. Viele Anzeichen machen deutlich, dass diese Entwicklung angestoßen worden ist und sich fortsetzt.

Den Horizont erweitern

Wir haben festgestellt, dass die funktionierende Zusammenarbeit in unserem Team Folgendes erfordert:

- den Blick füreinander
- den Blick aufeinander
- den Blick miteinander.

Dies soll im Folgenden näher erklärt werden:

Unser berufliches Profil, unser Selbstverständnis und unsere Aufgabenbereiche sind verschieden und bringen daher verschiedene Sichtweisen derselben Dinge mit sich.

Beispiele

- Ein Pfarrer mit Residenzpflicht, ein Kaplan in einem Haus ohne Pfarrbüro und eine Gemeindereferentin mit Familie leben nicht nur anders, sie werden aufgrund ihrer Lebens- und Wohnsituation auch verschieden von der Gemeinde aufgesucht und angefragt. Sie nehmen insofern die Gemeinde verschieden wahr.
- Sowohl für Priester als auch für eine Gemeindereferentin ist die Hl. Messe Quelle der Spiritualität, wird aber auf verschiedene Weise gelebt und erlebt.

Wir haben festgestellt, dass unsere unterschiedliche Sichtweise uns hilft, wesentliche Aspekte unserer gemeinsamen Sorge tiefer und umfassender zu verstehen.

Beispiele

- Beim Thema »Wie viele Eucharistiefiern am Werktag braucht unsere Gemeinde?« ist es uns gelungen, mit den Augen des jeweils anderen zu sehen, wie wertvoll jedem und jeder die Feier der Hl. Messe ist und welchen Stellenwert andere liturgische Formen haben.
- Beim ständig wiederkehrenden Thema »Wie verhalten wir uns zu Herrn X und Frau Y, die ein Anliegen an uns haben?« sind wir in der Lage, uns ausgehend von unserer unterschiedlichen Wahrnehmung der Personen und ihrer Verflechtungen in der Gemeinde gegenseitig zu beraten.

Ein solcher Austausch benötigt Raum. Diesen finden wir in der möglichst wöchentlichen Dienstbesprechung, die nur am Rande den Sinn hat, einen Dienstplan zu erstellen. Sie muss Zeit bieten, um

- aus dem Arbeitsbereich eines jeden zu berichten
- nachzufragen, anzufragen, zu raten, Kritik zu üben und zuzustimmen
- Inhalte zu beraten und gemeinsame Strategien zu planen
- über pastorale, geistliche und organisatorische Fragen zu reflektieren

- besondere Anliegen eines Einzelnen zur Sprache zu bringen
- eventuelle Konflikte zu bearbeiten
- aktuelle kirchliche bzw. kirchenpolitische Themen zu diskutieren, beispielsweise die Entscheidungen zur Zukunft der Ausbildung pastoraler Berufe im Bistum.

Der Pfarrer als Leiter des Teams hat dabei die Aufgabe, sowohl das Gespräch zu moderieren als auch sich selber mit seiner Position einzubringen und zugleich von den anderen anfragen zu lassen. Er ist insofern Erster unter Gleichen. Der Pfarrer als Dienstverteiler, Alleinentscheider und omnikompetenter Überflieger hat in einem Team keine Zukunft. Jeder andere Mitarbeiter/Mitarbeiterin als Befehlsempfänger oder stummer Beisitzer auch nicht.

Die Fähigkeiten in unserem Team (kreative, pädagogische, katechetische, organisatorische, rhetorische usw.) sind verschieden. Außerdem versuchen wir, die persönliche Disposition jedes Einzelnen zu beachten.

Beispiele

- Es kann sein, dass Frau X mit dem Pfarrer nicht ins Gespräch kommt, während die Gemeindereferentin einen leichten Zugang zu ihr hat.
- Es kann sein, dass der Diakon wegen seiner Jugend von einem Gemeindeglied als Gesprächspartner abgelehnt, vom anderen gesucht wird.
- Es kann sein, dass einer von uns Talente besitzt, etwa in der Musik, die sonst niemand hat.

Daher versuchen wir, die anstehenden Aufgaben unter Berücksichtigung der spezifischen Vollmachten, die dem Weiheamt zukommen, entsprechend den vorhandenen Gaben zu verteilen. Neue Aufgaben oder Anfragen aus der Gemeinde werden daher zuerst im Team geprüft und besprochen. Wenn man sieht, wie jemand anders mit Leichtigkeit eine Aufgabe erledigt, zu der man selber keinen Lösungsansatz fand, weitet sich der eigene Blick für die Möglichkeiten in der Gemeinde, man gewinnt aber auch ein differenzierteres Bild von einzelnen Menschen in der Gemeinde, vor allem von solchen, mit denen man vorher nichts anfangen konnte.

Anmerkung: Im Rahmen eines kurzen Praxiseinblicks hatten wir einmal einen Theologiestudenten für ein Wochenende zu Gast, der ungerührt die Ansicht vertrat, durch die Übertragung der priesterlichen Vollmachten bei der Weihe seien alle für die Berufsausübung nötigen Fertigkeiten gegeben. Ein Mitarbeiter mit einer solchen Selbstüberschätzung fände in unserem Team nur schwer seinen Platz.

Es kommt darauf an, dass jeder die Stärken der anderen kennt, ohne Neid und Konkurrenzgefühl respektiert und für die gemeinsame Arbeit nutzt.

Beispiele

- Es kann durchaus sein, dass ein altgedienter Pfarrer von einem Praktikanten, der eben den Pastorkurs abgeschlossen hat, Neues im Hinblick auf die Gestaltung der Liturgie lernt.
- Wenn jemand beim seelsorglichen Gespräch mit einer bestimmten Person nicht weiterkommt, ist nichts Ehrenrühriges daran, dies zuzugeben und einen geeigneteren Gesprächspartner aus dem Team zu benennen.

Das Bemühen, die Stärken zu erfragen, dafür ein Betätigungsfeld zu eröffnen und sie in gegenseitiger Beratung zu entwickeln, ist Aufgabe des Pfarrers. So wird ermöglicht, personelle Wechsel im Team (bei uns z. B. in drei Jahren die Versetzung einer Gemeindefereferentin zu uns, der Abschied eines Kaplans und der Dienstbeginn seines Nachfolgers sowie der Beginn des Pastoraljahres eines Diakons auf dem Weg zum Priestertum) nicht nur hinzunehmen, sondern so zu nutzen, dass Gesprächskultur und Kontakt trotz neuer Zusammensetzung des Teams unverändert hoch bleiben.

Wir kannten uns nicht, bevor wir in unserem Team aufeinander trafen. Wir sind außerdem, bedingt durch Versetzungen und die in unserem Bistum zunehmende Unsicherheit über den Erhalt von Stellen, eine Weggemeinschaft auf Zeit. Äußerlich betrachtet sind wir uns durch die Personalpolitik des Bistums begegnet und werden dadurch wieder getrennt. Aus geistlicher Perspektive betrachtet hat uns alle der Heilige Geist in unseren Dienst berufen und in unserer Gemeinde zusammengeführt. Aus dieser gemeinsamen Wurzel ergibt sich unser gemeinsamer Weg. Dies ist es, was uns im Letzten zusammenhält und aufeinander verweist. Unter uns sind im Laufe der Zeit Beziehungen und das Verständnis füreinander gewachsen. Da dies gelungen ist,

glauben wir, dass ein Team sich nicht aus Leuten zusammensetzen sollte, die bereits vorher ein Freundeskreis waren. Vielleicht wäre dies für die gemeinsame Arbeit sogar hinderlich.

Unseren gemeinsamen Weg bringen wir auch dadurch zum Ausdruck, dass wir alle reihum die bei uns übliche monatliche Gebetsstunde am Herz-Jesu-Freitag um geistliche Berufe gestalten.

Da wir den oben beschriebenen offenen Gesprächsstil suchen und pflegen, haben wir uns des Öfteren gestritten, auch übereinander geärgert. Das hat uns geholfen, uns besser zu verstehen, zu einer überzeugteren und überzeugenden Position zu finden und letztendlich die im Rahmen unserer Möglichkeiten optimalen Antworten auf die jeweils anstehenden Fragen zu finden. Das heißt: Hinter Konflikten stecken Energien. Und: Niemals hat einer allein die richtige Lösung. Da wir damit häufig den mühevolleren und längeren Weg zu einem Ergebnis wählen, geben wir der Gemeinde – so hoffen wir – das Bild einer gemeinsam suchenden und gemeinsam handelnden Gemeinschaft. Die Leute wissen, dass wir verschieden sind und Verschiedenes können, dass wir aber auf demselben Weg sind und uns in unserer Verschiedenheit schätzen. Dies soll ein Bild der Gemeinde im Kleinen sein.

Grenzen

Wir haben das Glück, dass unser Team aus Menschen bestand und besteht, die voll arbeitsfähig sind, nicht krank sind und keine psychischen Auffälligkeiten zeigen. Dies ist nicht überall so. Gäbe es bei uns psychisch kranke, wenig belastbare, suchtkranke oder unzuverlässige Mitarbeiter, so träfe für die Art unseres bisherigen kollegialen Umgangs miteinander ein Ernstfall ein, den wir bisher nicht hatten. Die gegenseitige Beratung, die Fähigkeit zur Selbstreflexion, die eigenverantwortliche Übernahme von Aufgabenfeldern, das gegenseitige Vertrauen und die offene Gesprächskultur müssten sich dann am Härtefall beweisen.

Dabei gilt: Es ist grundsätzlich immer möglich, einen problematischen Mitarbeiter geschwisterlich mitzutragen, aber es ist nicht immer möglich, ihn in ein Team zu integrieren. Entweder müssen dann andere Formen der Kommunikation gefunden werden oder eine Mitarbeit ist nicht möglich.

Fälle von Kommunikationsverweigerung und Beratungsresistenz gibt es. Es gibt die Beobachtung, dass sie sich vor allem unter Priestern, aber weniger

in anderen seelsorglichen Berufen finden. Daher ist hier die Verantwortung des Bischofs angesprochen.

Besonderheiten im Zusammenleben der Priester

Zuletzt möchte ich noch auf einige Besonderheiten eingehen, die sich ergeben, wenn mehrere Priester im Team sind:

Das Zusammenleben mehrerer Priester in einer Gemeinde bringt Chancen der Lebensgestaltung mit sich, die über das Miteinander mit den Vertretern der anderen seelsorglichen Berufe hinausgeht. Der Priester lebt in und mit der Gemeinde. Er lebt aber auch allein, hat auch heute in der Regel keine Haushälterin alten Stils mehr. Wenn mehrere Priester da sind, müssen sie Elemente des gemeinsamen Lebens suchen. Für uns bedeutet das:

- ein gemeinsames Mittagessen, nach Möglichkeit täglich mit Ausnahme des freien Tages
- Konzelebration an den Hochfesten des Kirchenjahres, etwa in der Christmette und in der Osternacht, wobei die Rolle des Hauptzelebrianten und Predigers jährlich zwischen Kaplan und Pfarrer wechselt
- wöchentlich einmal gemeinsames Gebet der Sext mit den anderen Geistlichen unserer Kooperationseinheit und anschließend gemeinsames Mittagessen
- wenn ein Praktikant in der Gemeinde ist: täglich gemeinsame Laudes und Frühstück im Pfarrhaus für den Praktikanten und seinen Mentor.

An diesen Formen gemeinschaftlichen Lebens ist bei uns die Gemeindeferentin nicht beteiligt, weil sie nicht in unserer Gemeinde wohnt und eine Familie hat. Hätte sie den Wunsch danach, wäre eine Beteiligung am Mittagessen und an eventuellen gemeinsamen Gebetszeiten leicht einzurichten.

Würde sich ein Kaplan oder angehender Priester diesen gemeinschaftlichen Elementen gänzlich verschließen, könnte ich als Pfarrer und auch als priesterlicher Mitbruder dies nur mit Sorge sehen und würde auf Dauer negative Folgen für das geistliche Leben und die gemeinsame Arbeit befürchten. Ich füge aber hinzu, dass ich in nunmehr fast 13 Dienstjahren als Kaplan und Pfarrer nur selten auf Mitbrüder gestoßen bin, die sich auf diese Art isoliert haben. Wenn es so war, handelte es sich um alte Priester, die ihre gewohnte Lebensart

nicht mehr umstellen wollten, nie jedoch um solche im aktiven Dienst in der Gemeinde.

Schlussbemerkung

Wir hoffen, dass die hier skizzierten Gedanken praxisnah genug sind, um einen Einblick in unseren Alltag zu geben. Zu Rückfragen stehen wir gern zur Verfügung.

Dieses Statement wurde erbeten anlässlich der geplanten Herausgabe einer Schrift mit dem Titel »Der pastorale Dienst in einer Zeit der Aussaat«. Dieser Titel ist ein Euphemismus – wenngleich ein schöner – für eine Zeit, in der es nichts zu ernten gibt.

Wir möchten dazu sagen, dass die Ernte zwar nicht immer reichlich ist, dass sie aber auch während der Zeit der Aussaat einzubringen ist. In unserem Alltag gibt es neben der Mühe der Aussaat durchaus Gelegenheit zur Ernte.

- *Olaf Deppe, geb. 1964; Priesterweihe 1991; seit 2000 Pfarrer in St. Andreas*
- *Andreas Geßmann, geb. 1969; Priesterweihe 2003; seit 2003 Kaplan in St. Andreas*
- *Mirko Quint, geb. 1977; Mitarbeit im Pastoralteam als Diakon im Praktikum; Priesterweihe am 28. Mai 2004; Einsatz als Kaplan in der St. Urbanus Propstei in Gelsenkirchen-Buer*
- *Ursula Stewen, geb. 1944; Beauftragung zur Gemeindereferentin 1996; seit 2001 eingesetzt in St. Andreas*

Eine Such-Be-Weg-ung auf dem Such-Weg des Lebens

Kaplan Stefan Wiesel

Ich habe einmal »Ja« gesagt

Habe ich nur einmal »Ja« gesagt? Das ist für mich eine erste große Frage. Habe ich als Priester nur einmal »Ja« gesagt? Ich habe immer wieder als junger Mensch gesucht: Was soll ich machen? Was soll ich aus meinem Leben machen? Was will eventuell Gott, das ich aus meinem Leben mache? Und in dem ich mich dieser Frage stellte, hatte ich schon zu Gott »Ja« gesagt. Doch damit nicht genug. Da fing es gerade erst einmal an. Irgendwann im Studium habe ich mich der Frage nach dem *Priester-werden* gestellt, habe ein erstes »Ja« gesprochen und bin weiter auf die Suche gegangen. Die Suche war weit und führte mich in die Weite, in die Weite der Wissenschaft, der Theologie und Philosophie, aber auch da nicht so sehr hinter dicke Bücher, sondern zu Menschen; zu Menschen, die diese Wissenschaft dem Leben dienlich einsetzten. Die Suche führte mich fort aus der Heimat, fort aus dem Ruhrgebiet nach Würzburg, aber auch dort war es nur eine Station auf der Suche. Der Weg führte noch weiter, weiter über Europa hinaus, nach Lateinamerika, nach Brasilien, in den Nordosten, nach Teresina, in den Stadtteil am Stadtrand Angelim, zu den Franziskanern, zu den Menschen der drei Basisgemeinden. Es war und ist eine Suche nach Gott, Suche nach dem Gott des Lebens, Suche nach Gott in meinem Leben. Ich durfte entdecken, wie selbstverständlich für viele Menschen dort Gott eine Rolle im alltäglichen Leben spielt, spielen darf.

Und ständig war ich gerufen, mich zu entscheiden, wie will ich weiter gehen, wo soll ich weiter gehen, will ich mich weiterhin diesem Gott aussetzen, zu ihm und seinem Suchweg »Ja« sagen. Und diese Suchbewegung war und ist eine sehr bewegende, die hin und her wirft, emotional wie rational. Weil immer, wenn ich glaubte zu wissen, wie Gott ist, war er auch immer wieder der ganz andere. Mit jedem »Ja«, das ich sprach, gab es auch automatisch, manchmal eben auch konsequenterweise ein »Nein«, das mit gesprochen werden musste. So zum Beispiel das »Ja« in die Heimat nach Deutschland zurückzukehren, es beinhaltete auch das »Nein«, nicht in Brasilien zu bleiben, wohl aber

zu wissen, wo ein weiterer wesentlicher Ort meines Suchweges liegt und wo Suche auch immer wieder anknüpfen kann.

Und immer noch bin ich auf dem Weg zum *Priester-werden*. Es geht um die konkrete Lebensweise in Deutschland. Wie lebe ich, wie kann ich, wie soll ich mit meiner Person und meinen Lebenserfahrungen *Priester-werden*? Erste Gehversuche in der Praxis folgen. Ich war eingebunden in die konkrete Pfarrei des Pastoralkurses, als Praktikant und später als Diakon. Ja-sagen in einer konkreten Gemeinde, weiter Priester zu werden. Mit den Menschen und an ihrer Seite, mit den Menschen und für die Menschen durfte ich suchen, wo dieser Gott im Leben zu entdecken ist, was Gott in den konkreten Lebenssituationen von uns will.

»Ja« sagen mit Ausfallerscheinung

Da ist für mich die beeindruckende Diakonenweihe, Weihe in der Heimatgemeinde, und nachdem die eigentliche Weihe vollzogen war, passierte das Unvorhersehbare: Stromausfall im Stadtviertel. Zur Gabenbereitung auf dem Weg zum Altar wird es dunkel. Gedanken von Panik und Chaos schießen mir für kurze Zeit durch den Kopf, doch nichts von all dem passiert. Scheinbar wie geplant werden Kerzen verteilt, hüllt sich der Raum in ein ganz warmes Licht, nicht Panik breitet sich aus, sondern Ruhe und Gelassenheit. In der Kirche ging zwar das Licht aus, doch nicht der Kirche selber. Diese Gemeinschaft war in der Lage, sich auch dieser Unwägbarkeit zu stellen. Und alle Ängste waren umsonst, vielmehr bestätigte sich unser Weihespruch: *»Macht euch keine Sorgen, denn die Freude am Herrn ist eure Stärke«* (Neh 8,10). So konnte ich mich als Diakon neu den Fragen der Menschen stellen und sakramental neu Gottes Suche nach uns Menschen weitersagen. Ich durfte auch dort ansetzen, wo gerade Ausfälle einsetzten, wie z.B. an dem Lebenswendepunkt Tod.

Hier bin ich!

Zunehmend spürte ich die Sehnsucht, mein klares »Ja«, mein *»Hier bin ich«* zu sprechen. Weihe, Priesterweihe, »Ja« sagen zu meinem Gott, »Ja« sagen zum Dienst an den Menschen, »Ja« sagen zu den leeren Händen, die ich beim *»Adsum«* entgegenhalte, »Ja« sagen zum Dienst als Mitarbeiter des Bischofs in dessen leere Hände versprochen, »Ja« sagen zu den leeren Händen des Gebe-

Darin liegt der Adel und die Schönheit des Glaubens:

dass wir das Herz haben, etwas zu wagen.

John Henry Newman

tes, »Ja« sagen zu den leeren Händen, die mir aufgelegt werden, »Ja« sagen zu den leeren Händen, die mir gesalbt werden, »Ja« sagen zu den leeren Händen, die die Gaben empfangen. Ich sage »Ja«, stehe letztlich da mit leeren Händen und soll jetzt loslaufen, oder doch besser weiterlaufen.

Nun bin ich plötzlich geweihter Priester. Es scheint die neue Perspektive durch: *Priester-sein*. Doch genau hier geht es im Grunde wieder von vorne los. Nun muss sich erst wieder zeigen, was es heißt: *Priester-werden*.

Meine damalige geistliche Begleiterin Sr. Otgera schrieb mir zur Weihe u.a. diesen Satz: »Bei Weihrauchduft und Kerzen ist es leicht »adsum« zu sagen, sage es täglich am Morgen, für alles, was auf dich zukommt.«

Was alles auf mich zukommt!

Mich jeden Tag neu in den Dienst nehmen zu lassen, jeden Tag neu »Ja« zu sagen, jeden Tag neu mein »Hier bin ich« zu sprechen, dass sollte die neue Herausforderung werden. *Priester-sein* wollte jetzt im *Priester-werden* konkret werden. Und schon strömte alles auf mich ein. Jetzt war ich Priester, jetzt konnte ich ja scheinbar bescheinigt alles. Qua Weihe und qua Amt bin ich scheinbar der »perfekte Mensch«, der »optimale Priester«. Theoretisch »Ja«, praktisch wollte und sollte alles auch erst noch einmal werden. Denn schon ging die Suche wieder von vorne los. Wie soll ich jetzt ganz konkret *Priester-sein*, also besser gesagt *Priester-werden*?

Und natürlich war es nicht immer ganz leicht zu allem, vor allem im Vorhinein, »Ja« zu sagen. Denn es sollte dicke kommen. Ich musste nämlich mich, mich ganz persönlich, mich mit meinem Leben, mit meiner Suche, mit meinen Fähigkeiten und zwar den bewussten und den unbewussten, sowie mit

meinem Unvermögen erst einmal in der neuen Form erleben und kennen lernen. Selbsterfahrung und Fremderfahrung. »Ja« sagen zu mir selbst. »Ja« sagen zu meinen Weiten und zu meinen Grenzen. Und mich mit all dem im *Priester-sein* erleben. Denn da waren ja auch noch die Erwartungen und Anforderungen der anderen.

Es ist genau diese Ambivalenz. Ich bin ich. Und ich bin Priester. Nicht irgendeiner, sondern ein ganz konkreter. Nachdem ich hier mein »Ja« gesprochen hatte, konnte es so richtig losgehen.

Was mich bewegt, »trotz allem« weiterzumachen.

Das ist die zweite große Frage. Zunächst lässt es mich hier einmal innehalten. Bei allem »Ja« sagen gibt es eben auch das NEIN. *Priester-werden* oder gar *Priester-sein* heißt nicht, Ja-Sager zu sein. Es ist und bleibt aber das gesuchte und gestotterte JA zu Gott.

Was heißt jetzt »trotz allem weitermachen«, so wie mir die Frage gestellt wurde? Weitermachen macht zunächst einmal deutlich, dass der Weg in die Weite führt, er führt weiter und ist kein Stillstand. So kann ich mich zur Zeit als Priester erleben. Ich bin jemand, der weitermacht, jemand, der als Mensch ganz da ist, mit allem was ihn ausmacht, mit allen positiven Seiten und Eigenschaften, aber eben auch mit allem Unvermögen, mit allen Schwächen und allen Fehlern. So mache ich weiter. *Priester-sein* heißt eben nicht, perfekt sein, und *Priester-sein* bedeutet dann auch, unperfekt zu leben, zeigt, dass Gott nicht die Perfekten sucht, sondern die Unperfekten. So erlebe ich mich im Kontakt mit den kranken und den alten Menschen, mit Menschen, die nicht mehr perfekt sind, wo vieles vielleicht defekt ist. Da stehe ich als Priester und bin zunächst einmal Mensch. Doch gleichzeitig spüre ich, dass jede menschliche Geste, und sei es nur das Streicheln der Hand der stummen Frau, die seit mehr als drei Jahren im Bett liegt, zur Gottesvermittlung wird. Gott z. B. Hand sein, ob es mir bewusst ist oder auch nicht.

Weiter machen und Weite machen

Und das »weitermachen« erlebe ich in meinem Dienst auch als *Weite* machen oder besser gesagt, *Weite* aufzeigen, *Weite* vermitteln, *Weite* zulassen, *Weite* aushalten und immer so weiter. *Weite* vermitteln heißt z.B. Eucharistie feiern,

die Dimension Gottes aufzeigen, wo uns Menschen die Enge des Alltags zu erdrücken scheint. *Weite* aufzeigen heißt, Ohr zu sein, zuzuhören, wo alles eng geworden ist, wo Menschen von ihrer Schuld niedergedrückt sind oder einfach nicht mehr weiter wissen, weil sonst keiner da ist, der zuhört. *Weite* auszuhalten gilt dann für mich als Priester, wie für die anderen mit mir als Priester. Festlegen und Abgrenzen ist ein gesellschaftliches Phänomen durch alle Zeiten und Gesellschaften hindurch. *Weite* aushalten muss ich, wenn ich die Menschen am Rand der Gesellschaft in den Blick bekomme oder gar ganz bewusst in den Blick nehme. Obdachlosen, die »ausgerechnet vor unsere Kirche ihr Bier trinken müssen,« den Ort und die *Weite* des Kirchplatzes zuzugestehen. Kinder, die sich in ihrer Bewegung auch im Gottesdienst nicht einschränken lassen, auch den Freilauf zu geben. Gleichzeitig gilt es sich in genau dieser Ambivalenz auch wieder abzugrenzen, abzugrenzen von den schlichten »traditionalistischen Argumenten« wie »Das war schon immer so.« oder »Das haben wir aber immer so gemacht.« Auch hier geht es um *Weite* und Grenze in einem. Zumal ich mich als Priester in Strukturen erlebe, die überkommen sind, die momentan nicht weiterführen, nicht weitergeführt werden können, aber von vielen noch weitergeführt werden wollen und wohl auch sollen.

Innehalten

Gleichzeitig heißt »weitermachen« aber auch innehalten, anhalten und anschauen, aus dem Trott aussteigen und im positiven Sinne allem Gerenne zum Trotz anhalten. Ich erlebe mich zurzeit als Priester, als einer, der von außen in eine Gemeinde kommt, der dann zunächst zwangsläufig auch von außen auf eine Gemeinde schaut. So sehe ich vielleicht mehr als jemand, der mehrere Jahrzehnte Teil einer Gemeinde geworden ist. Und so entdecke ich als Priester und Person ganz neue Möglichkeiten, die sich ergeben, wie z. B. einen Jugendaustausch mit Jugendlichen der Partnergemeinde in Brasilien. Und schon wieder führt der Weg in die *Weite* und auf vorhandenen Wegen, doch auch auf neue Wegabschnitte. Ich erlebe, dass die Suche nach *Weite*, die Suche nach Erfahrungen über den eigenen Horizont hinaus ein großes Thema bei Jugendlichen ist. Doch gilt es vor allem erst einmal auch zu suchen.

Und innehalten hat viel mit Gebet zu tun. Innehalten ist von innen gehalten. *Ein Mann des Gebetes zu werden* habe ich bei der Weihe versprochen. Das will auch erst werden und gefüllt werden. Ich erlebe, wie wichtig es vielen

Menschen ist, dass sie ins Gebet genommen werden. Ich erlebe, wie gut es tut, wenn das Leben und ganz konkrete Situationen ins Gebet gehoben werden. Ich erlebe, wie Kinder langsam Gebet auch über die Sprache hinaus in Gesten und Körperhaltungen erfahren. Ich erlebe für mich, dass das Gebet die Art und Weise ist, wie ich mich und mein Handeln zurückbinden kann, zurückbinden kann an den Anfang, an Gott. Dankbar bin ich zurzeit, dass ich in Gemeinschaft beten kann, in einem kleinen Kreis zweimal in der Woche die Laudes zu singen. Dankbar bin ich, dass ich mich mit anderen Priestern monatlich zur geistlichen Reflexion des Lebens treffen kann, dankbar bin ich, dass ich monatlich in die Stille gehen kann, mich im Kloster zum Gebet zurückziehen. Ohne das würde es schwer. Mit dem kann ich weitergehen.

Trotz allem oder gerade wegen?

Ist dies das »trotz allem«? Vielleicht ist es aber doch eher das »gerade wegen«. Als ich mich auf diesen Weg einließ, war es klar abzusehen, dass es ein unüberschaubarer Weg war, dass heute nicht klar ist, was morgen sein wird. Es war zu sehen, dass Volkskirche und ihre Strukturen auslaufen und noch nicht klar zu sehen ist, wie es weiter geht. Doch ich glaube, dass einer weiterführt. Deswegen habe ich »Ja« gesagt zu Ihm. Deswegen habe ich mich auf Gott eingelassen und möchte mit allen meinen Fähigkeiten und Möglichkeiten weitergehen, vielleicht *nicht so sehr trotz allem, sondern eben gerade wegen IHM.*

Auf dieses Ziel hin möchte ich gehen, das der brasilianische Bischof Dom Pedro Casaldáliga so formuliert: »*Mein verheißenes Land bist du, Herr: Weg, Wahrheit und Leben.*«

So kann ich weitermachen, weitergehen und so wird es weitergehen.

■ **Stefan Wiesel**, geb. 1974; Priesterweihe 2002; bis Dezember 2002 Kaplan an St. Peter und Paul in Hattingen; Aushilfe an den Pfarreien St. Maria Magdalena und St. Theresia vom Kinde Jesu in Wattenscheid; seit März 2003 Kaplan an den Pfarreien St. Mariä Empfängnis und St. Stephanus in Essen-Holsterhausen.

»Ein weises Herz gewinnen« – Dienst und Verantwortung eines Diakons

Diakon Dr. Dr. Bernd Irlenborn

Macht oder Mitleid, Herrschen oder Dienen? Diese Entgegensetzung scheint heute aktueller denn je zu sein. Auf der einen Seite verliert der christliche Glaube bei immer mehr Menschen seine lebensverändernde Tragfähigkeit, auf der anderen Seite scheinen primär Einstellungen wie Selbstbezogenheit und Eigeninteresse das Überleben in ökonomisch und sozial instabilen Verhältnissen zu gewährleisten. Schon von daher droht die Ausrichtung auf eine einfühlende und dienende Begegnung mit dem Mitmenschen leicht aus dem Blick zu geraten. Und sagt nicht gerade die Logik der Alltäglichkeit, dass es aus vielen Gründen besser ist, über andere zu herrschen als anderen zu dienen? So spricht etwa der Philosoph Friedrich Nietzsche vom »Willen zur Macht« als dem grundlegenden Antrieb, der die Menschen zum Herrschen und Großseinwollen bewege. Den Gegensatz dazu sieht Nietzsche in der »christlichen Sklavenmoral«, die Werte wie Barmherzigkeit, Mitleid, Dienst und damit letztlich eine »Knechtsgesinnung« festschreibe, um den Menschen damit von seinem ureigenen Herrschaftstrieb abzubringen.

Gegen eine solche Ansicht stehen die provozierenden und scheinbar realitätsfremden Worte Jesu: »Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein«. Oft gehört und doch: eine ständige Herausforderung für alle Christinnen und Christen. Keine christliche Existenz, kein Amt in der Kirche ohne diese dienende Ausrichtung. Es gibt sogar ein Amt in der Kirche, das den Namen des diakonos, des »Dieners«, übernommen hat: der Diakon. Der Diakon ist das Zeichen des dienenden Christus und der dienenden Kirche. Aus christlicher Sicht fraglos ein sehr hoher Anspruch. Aus nichtchristlicher Sicht dagegen – wie angedeutet – genau das Gegenteil, ein niederer Anspruch: Dienen, untertänig sein. Die Knechtsgesinnung als Kennzeichen des Diakons? Wer würde sich heute zu einem solchen Dienst bereit erklären?

Seit 2003 bin ich Ständiger Diakon des Bistums Trier. Nicht zufällig, nicht getrieben, sondern aus freiem Entschluss. Was hat mich bewegt, dieser Berufung nachzugehen? Wie verstehe ich meinen Dienst als Ständiger Diakon?

Nada te turbe, nada te espante:

quien a Dios tiene nada le falta.

Nada te turbe, nada te espante,

solo Dios basta.

Nichts soll dich ängst'gen, nichts dich erschrecken.

Alles vergeht, nur Gott bleibt derselbe.

Lebt Gott in dir, was brauchst du noch weiter?

Gott allein genügt.

Terese von Avila

Und was fasziniert mich bei den Erfahrungen, die ich darin mache? Ich möchte kurz auf diese drei Fragen – den Weg, den Dienst und die Erfahrungen – eingehen.

Wegmarken

Berufung zu einem Amt geschieht nicht außerhalb des Berufenseins als getaufter Christ: Gott, der uns herausruft aus den Selbstverständlichkeiten des Alltags, der uns aus der Enge des Gelebtwerdens ins Freie des Lebens stellt, der uns so Raum schafft und einen neuen Blick auf den Mitmenschen ermöglicht. Dies mag recht allgemein klingen, doch genau so habe ich Ihn erfahren. Nicht im Sinne einer nächtlichen Privatoffenbarung und auch nicht als Vision am Anfang meines Lebens, sondern erst nach langem Gehen und Suchen.

Wie war das? Der Kinderglaube verdunstete, danach kam die Sturmphase der Jugend, dann die Welt des Studenten. Vieles blieb äußerlich und versuchs-

haft, ohne Wiederhall der Gottesfrage. Der Abschluss, dann die Arbeitsjahre: Routine und planbarer Erfolg. Doch mitten darin eine mich überraschende Unterbrechung in der Erfahrung: »So kannst du nicht leben.« Ein kompletter Neuanfang, ohne Vorwarnung, mit allen Gefahren und Schwierigkeiten. Das Studium der Philosophie als Medium für die Suche nach Sinn: Gott – begreifbar im Gedanken. Doch auf diesem Weg die Vertiefung des Philosophischen in das Theologische: Gott – erfahrbar im Glauben. Damit geschah auch die Verlebendigung des Theologischen im Christlichen: Gott – sichtbar im Antlitz des notleidenden Nächsten. Das im Glauben Erfahrene zu bedenken und daraus zu handeln: für mich eine unlösbare Einheit. An einem bestimmten Punkt zuletzt der Wunsch: Sich-in-Dienst-stellen-lassen für die Botschaft Jesu, ganz konkret, vor Ort in der Gemeinde, in der ich mit meiner Familie lebe. Hier kam das Dienstant des Ständigen Diakons in meinen Blick. Nach den Jahren der Prüfung in der stärkenden Gemeinschaft derer, die mit mir auf dem Weg waren, dann die Diakonenweihe. Nicht als Ende eines Wegs, sondern als Anfang eines Versprechens: Gottes Gegenwart zu bezeugen und die Hoffnung auf ihn wach zu halten.

Dienen

»Wir dienen alle gerne, nur möglichst weit oben«: Dieser Satz gilt sicherlich auch in der Kirche. Was heißt »Dienst« des Diakons, wenn es darin nicht, wie Nietzsche meint, um eine bloße Sklavengesinnung geht?

»Dienen« beziehe ich gerade nicht auf eine soziale Klassifikation; es bedeutet für mich weder die Ausblendung von qualifiziertem Handeln noch den Eintritt in einen Knechtsberuf: Christus nennt uns »Freunde«, nicht »Knechte«. *Dienen* verstehe ich zuallererst als eine besondere Qualität des Zugehens auf den Mitmenschen: Sehe ich ihn als Mittel zu meinen Zwecken, als Diener für *meine* Interessen? Oder öffne ich mich für ihn und seine Fragen, stelle ich mich im Dienst seiner Gegenwart? Wenn in der Not und Einsamkeit des Mitmenschen Christus selbst mich anschaut, dann gilt es für mich, einfühlsam und verstehend zu sein, zu hören, was diesen Menschen treibt und sorgt. Auf diese Qualität der Begegnung beziehe ich im eigentlichen Sinne das Verständnis von *Dienst* (wie selten mir dies auch tagtäglich gelingen mag). Dass ich darin eine große »Macht« im Sinne einer hohen Verantwortung habe, wird mir gerade angesichts misslingender Begegnung sehr deutlich.

Natürlich betrifft eine solche Ausrichtung jede Christin und jeden Christen. Der Diakon steht nach meinem Verständnis jedoch in einer größeren Verbindlichkeit für die Nachfolge Christi ein: Dieser Dienst bezieht sich auf sein ganzes Leben und dies ein Leben lang. In der Liturgie der Diakonenweihe heißt es in schöner und tiefsinniger Weise bei der Überreichung des Evangeliums: »Was du liest, ergreife im Glauben; was du glaubst, das verkünde, und was du verkündest, das erfülle im Leben.«

Erfahrungen

»Sie hat der liebe Gott zu mir geschickt«, sagte vor kurzem eine Neunzigjährige beim Abschied zu mir. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Es war erst der zweite Besuch, und ich hatte kaum etwas gesagt und getan. Sie hatte fast die ganze Zeit gesprochen; und ich ertappte mich, manchmal gar nicht zugehört zu haben. Und dann dieser Satz. Angesichts des hohen Anspruchs fühlte ich mich regelrecht beschämt, seiner nicht würdig. Als ich jedoch später darüber nachdachte, war ich sehr dankbar über diese Worte. Nicht nur deshalb, weil der Besuch trotz meiner Schwachheit für diese ältere Frau eine Hilfe in ihrer Einsamkeit war. In solchen diakonischen Begegnungen mit einsamen und notleidenden Menschen habe ich erst erfahren, was *Freude* über den Besuch eines Menschen eigentlich bedeuten kann – eine Erfahrung, die mir bei alltäglichen Besuchen nie in dieser Tiefe möglich war. Entscheidend ist für mich aber die Einsicht, dass »Dienen« keinesfalls ein einseitiger Prozess ist, bei dem der eine gibt und der andere bloß empfängt. Nein, der andere Mensch schenkt *mir* etwas, denn im Geben empfangen ich mehr, als ich jemals verschenken kann. Dies habe ich an der Freude und der Dankbarkeit der Menschen erfahren. Der Gewinn an Lebenssinn und Lebensfülle aus der Begegnung mit anderen Menschen ist für mich die schönste Erfahrung meines diakonischen Dienstes.

Natürlich erfahre ich nicht immer so deutlich, dass die »Aussaat« des Dienens so fruchtbar sein kann. Es braucht Geduld und Vertrauen, vor allem dann, wenn das Leid des Anderen auch mich niederdrückt. Doch dadurch zeigt sich für mich der Weg zu einem Leben aus dem Glauben, das ich vor mir selbst und vor anderen verantworten kann; auch wenn das, was ich tue, nur ansatzweise und vorläufig ist. Das Feld für eine solche »Aussaat« ist weit: Armut ist in unserer Gesellschaft ein breites Phänomen, das nach meiner Einschätzung neben der materiellen und seelischen Not auch die intellektuelle

Not umfasst, die Sinnleere und Wertlosigkeit gerade bei gebildeten Menschen.

Der Dienst als Diakon bestärkt mich auf meinem christlichen Weg. Durch die eingebundene Form und die klare Ausrichtung auf Christus hilft er mir deutlicher als zuvor, meinen eigenen Glauben zu verstehen und zu verkünden, meine Hoffnung zu vertiefen und aus ihr Kraft zum Zeugnis zu entwickeln.

Beispielsweise in der Auslegung des Wortes Gottes in der Homilie: Es ist mir ein großes Anliegen, den christlichen Glauben in das Leben der Menschen hineinzubringen, ihre Fragen und Zweifel aufzunehmen und im Lichte des Evangeliums zu deuten. Dies ist für mich eine Herausforderung, die nicht nur eine gute Vorbereitung, sondern auch Mut erfordert, und mich in der Selbsterfahrung wachsen lässt. Dazu gehört auch der ganz spezifische Dienst des Diakons in der Liturgie, der sichtbar macht, dass Gottesdienst und christliche Nächstenliebe zusammengehören. Ich möchte hier das Stundengebet erwähnen: Zunächst hatte ich zeitliche Schwierigkeiten, mich an dieses Gebet der Kirche zu gewöhnen. Doch nach und nach entdeckte ich, dass es an den Eckpunkten des Tages meiner Zeit, die endlich und unverfügbar ist, eine wichtige Struktur gibt: Jeden beginnenden und endenden Tag, jede Begegnung mit Menschen, jedes Wachsen in der Natur im Lichte Gottes als einmaliges Geschenk zu verstehen. Mein Lieblingsvers dazu habe ich in Psalm 90 gefunden: »Unsere Tage zu zählen lehre uns, dann gewinnen wir ein weises Herz«. Diese christliche Weisheit ist für mich zu einer Lebensregel geworden.

Das heißt: Der Dienst als Diakon macht mich gerade nicht zu einem Sklaven oder einem Knecht. Im Gegenteil: Er hilft mir, frei zu werden von der Sklaverei des Konsums und der Knechtschaft des Herrschaftswillens. Er ermutigt mich, mein Leben aus dem Glauben tiefer zu verstehen und daraus ein von Sinn und Hoffnung getragenes Leben zu führen. Er stärkt mich, offener auf den mir begegnenden Menschen zuzugehen und gleichsam missionarisch Zeugnis für meinen Glauben zu geben. Für diese Erfahrung bin ich sehr dankbar.

■ **Bernd Irlenborn**, geb. 1963; Promotion zum Dr. phil. 1999; Promotion zum Dr. theol. 2002; Weihe zum Ständigen Diakon mit Zivilberuf 2003; seit 2002 Ausbildungsleiter für Ständige Diakone im Bischöflichen Generalvikariat Trier.

»Der Hoffnung ein Gesicht geben«

Diakon Godehard König

1981 habe ich »Ja« gesagt. Ja zum Amt des Diakons in unserer Kirche. Viele haben es damals nicht verstanden. Einer meiner Hochschullehrer sagte: »Können Sie das wirklich? Immer in der zweiten Reihe stehen? Immer der zweite Mann sein?« Das ist eine berechtigte Frage besonders an einen zukünftigen Diakon. Aber ist es die entscheidende Frage?

Berufung

Die Prüfung dessen, um was es Gott mit mir geht, wenn Er mich beruft, braucht Zeit, Reifung und Begleitung, eben weil so viele Fragen da sind. Wozu beruft Gott mich, wenn er mich als Diakon in seiner Kirche haben möchte? Diese Frage steht im Vordergrund. Was will Er von mir? Eine Vorstellung darüber war in mir, eine Sehnsucht und ein Gespür, der Gedanke, dass die Kirche ihre Anerkennung und Berechtigung in den Augen der Menschen vornehmlich durch die Diakonie bekommt. Den Kirchen wird soziale Kompetenz zugeschrieben und Menschen erwarten, dass für ihre jeweiligen Hoffnungen Gesichter, Menschen da sind. Ein solches Gesicht wollte ich für die Menschen, deren Not ich jeden Tag spürte, gerne sein. Das konnte ich zwar auch so, in der Schule, meinem Arbeitsplatz, zu Hause, in meiner Umwelt, aber es sollte mehr sein. Ich wollte den Menschen deutlich machen, dass es Jesus um den Menschen ging, dass er ganz und gar für den Menschen da war, für seine Erlösung und Befreiung und dass das Amt in der Kirche, besonders der Diakon dies lebt, vermittelt, weitergibt, damit alle lebendigen Anteil haben können an dieser Liebe Christi. Ich wollte Seelsorger sein, den Menschen nahe sein. Menschen, die nicht mehr oder kaum noch einen Kontakt zur Kirche hatten. Ich wollte meine Hoffnung, meinen Glauben weitergeben. Im Amt, verbindlich, sakramental gestärkt.

Mir war wichtig, Diakon mit Zivilberuf zu sein, Lehrer und Diakon zu sein. Kirche und Arbeitswelt verbinden zu können. Sehr schnell spürte ich, dass ich ein Charisma für diese Aufgabe habe.

Von Beruf war ich Lehrer, meine Familie war im Aufbau begriffen und jetzt sollte diese Berufung und diese Aufgabe hinzukommen. Es war die Fortsetzung einer langen Berufungsgeschichte, eines Rufes, der in mir war, zunächst nicht deutlich und in einem sehr frühen Stadium war mir nicht klar, in welche Richtung dieser Ruf gehen sollte. Da war auch der Gedanke, Priester zu werden. Doch schon sehr bald spürte ich, dass dieses nicht der richtige Weg für mich war, nicht nur wegen des Zölibates. Das Studium der Theologie setzte ich fort, aber jetzt für das Lehramt. Ich unterrichtete Religion, war in der Kirchengemeinde aktiv und auf diesem Weg, ich nenne es Fügung, konnte ich mich mit dem Diakonat auseinandersetzen und spürte, dass ich hier eine Berufung habe. Ich las Texte zum Thema, informierte mich und letztlich gab eine ganz persönliche familiäre Situation den Ausschlag, konkret zu werden. Es mag pathetisch klingen, aber ich empfand den inneren Ruf so: Du musst dich jetzt auf den Weg machen.

Und so führte ich die ersten Gespräche mit den Verantwortlichen, begann die Ausbildung, durchlief sie drei Jahre und wurde 1981 geweiht.

Endlich geweiht ...

Nach der Weihe kam für mich spürbar eine neue Dimension hinzu. Junge Menschen sahen nicht mehr nur den Lehrer, sondern auch den Seelsorger, den Diakon. Viele der Schüler gehörten zu meiner ersten Gemeinde. In der Schule, bei den Kollegen, kamen Fragen auf. Warum hast du dich weihen lassen? Was soll das? Es kamen neue Gespräche zustande.

In der Gemeinde war die Alten- und Krankenseelsorge eine weitere Aufgabe.

Mein ganzes Herz brannte für den Diakonat und die damit verbundene Idee, den Menschen den dienenden Christus näher zu bringen.

Sehr bald konnte ich einen Traum erfüllen und den Diakonat mitgestalten. Ich wurde in der Diözese Rottenburg-Stuttgart Persönlicher Referent des Bischöflichen Beauftragten für den Ständigen Diakonat. Zusätzlich bekam ich einen Auftrag in meiner Wohngemeinde als Diakon mit Zivilberuf. Mein Blick weitete sich über die Diözesangrenzen hinaus. Es war Mitte der achtziger Jahre die Zeit der Suche nach der theologischen Identität des Diakonates und in meinem neuen Bistum Rottenburg-Stuttgart erfuhr ich eine große Offenheit und Freiheit. Es durfte nachgedacht, experimentiert und gestaltet werden.

Grundlegende theologische Leitlinien zum Diakonat entstanden. Die Amtstheologie erfuhr durch die Neubelebung des Diakonates Anstöße und Irritationen. Beides aber führte und führt heute noch weiter. In ersten Ansätzen wurde deutlich, dass eine Entwicklung des Diakonates an den bestehenden pastoralen »Laien«berufen vorbei nicht geschehen konnte und sollte.

In Rottenburg hatten die Verantwortlichen schon sehr früh erkannt, dass der Diakonat etwas mit der Diakonie, mit der Caritas zu tun hat.

1990 wurde ich dann selbst Bischöflicher Beauftragter für den Ständigen Diakonat. Eine große Aufgabe, die ich gerne annahm. Meine Mitbrüder und ich gingen den vorgegebenen Weg konsequent weiter. Es war spürbar: Wenn der Diakonat sich in Richtung Diakonie weiterentwickelt und profiliert, hat er eine Chance, das Gesicht der Kirche entscheidend mitzugestalten und nicht nur eine Notlösung für die Zeiten des Priestermangels zu sein.

Diakonat und Gemeinde

In der Gemeinde habe ich konsequent versucht selbst diese Richtung zu gehen und deutlich zu machen, dass eine Gemeinde, die nicht diakonisch tätig ist, keine christliche Gemeinde ist. Ich habe versucht selbst umzusetzen, was wir in der Ausbildungsleitung entworfen hatten. So bin ich verantwortlich für die Diakonie in unserer Seelsorgeeinheit und ich denke, es ist allen deutlich, dass ich nicht der »Ersatzpfarrer« bin.

Es macht Freude, Aufgaben zu entdecken, Menschen zu suchen, die diese Aufgaben übernehmen könnten, und zu erleben, wie in einer Gemeinde ein Bewusstsein für die diakonische Dimension wächst.

In der Gemeinde habe ich beispielweise die Gruppe der Alleinerziehenden entdeckt. In einer Landgemeinde ist dies eine Gruppe, die leicht übersehen wird. Eine der Frauen, denn in der Regel handelt es sich um Frauen, habe ich angesprochen, ob es nicht möglich wäre, diesen Personenkreis einfach einmal einzuladen, um einen Erfahrungsaustausch zu initiieren. Daraus entstand ein fester Kreis um die genannte Frau herum, der sich weiterentwickelte. Heute gibt es z. B. einmal im Monat sonntags nach dem Gottesdienst ein Mittagessen für Alleinstehende.

Es entstand die Idee, einen Kreis »Nachbar in Not« zu gründen, weil ich spürte, dass auch oder gerade in einem kleinen Ort die Not größer ist, als man denkt. Was soll eine Familie tun, wenn die Mutter plötzlich ins Krankenhaus

muss und keine Verwandtschaft helfen kann, die Sozialstation so schnell keine Hilfe anbieten kann? Es fanden sich mit Hilfe meiner Frau sehr schnell viele bereite Personen, so dass dies heute ein Kreis ist, der in vielen Notfällen helfen kann, und ich »nur« noch die geistliche Begleitung übernehme.

Freude im Dienst

Ich bin jetzt 23 Jahre Diakon und mache trotz allem, wie es in der Aufgabenstellung heißt weiter, und das mit Freude.

Mein Glaube ist voller Hoffnung. Gott weist mir und uns seinen Weg, sendet mir und uns Zeichen, Hoffnungszeichen. Ich bemühe mich, offen dafür zu sein, sie zu erkennen, neue Wege zu sehen, neues Leben aufblühen zu sehen. Hoffnung prägt meinen Glauben, mein Amt und ich glaube persönlich, dass es einer der größten Fehler ist, Hoffnungslosigkeit zuzulassen und sie gar noch zu pflegen. Ich weiß aber auch, wie schwer es ist Hoffnung zu haben, wenn alles so hoffnungslos aussieht. In persönlichen Krisen und Fehlern habe ich das gespürt. Doch immer wieder habe ich gespürt, dass es Gott ist, der mich führt, der mir einen Auftrag gegeben hat. Er will etwas von mir und ich habe dazu JA gesagt, in aller Bedürftigkeit, in aller Schuldhaftigkeit.

Ich mache weiter, weil Gott mich bewegt, weiterzumachen. Er hat mich bewegt, den ersten Schritt zu tun, er hat mich begleitet und zeigt mir auch und besonders heute meinen Weg. Den Weg, den Menschen Christus erfahrbar zu machen, den Weg, den Glauben durch Menschen lebendig werden zu lassen.

Gegen alle Resignation, mit all meinen Fehlern, will mich Gott auf diesem Weg in diesem Amt, um den Menschen ein Zeichen seiner Hoffnung, seiner Liebe zu sein und immer mehr zu werden.

Wenn es uns gelingt, der Hoffnung ein Gesicht zu geben, den Glauben freudig zu leben, vor was sollten wir resignieren? Ist uns nicht Erlösung und Befreiung in Jesus Christus zugesagt?

■ **Godehard König**, geb. 1947; Weihe zum Ständigen Diakon mit Zivilberuf 1981 in Essen; seit 1990 Bischöflicher Beauftragter für den Ständigen Diakonat im Bistum Rottenburg-Stuttgart.

Pastoralreferent als Scharnier zwischen Kirche und Welt

Pastoralreferent Hans Joachim Ditz

»Um deinen Job beneide ich dich nicht!« Diese Äußerung bekomme ich in letzter Zeit öfter zu hören. Seit August 2003 gehe ich als sog. »Gemeindebegleiter« in die Pfarreien, die von den Sanierungsmaßnahmen im Erzbistum Berlin betroffen sind: Gemeindefusionen, Finanzkürzungen und Personaleinsparungen sind die bestimmenden Themen. »Da musst du deinen Kopf für Entscheidungen von McKinsey hinhalten!« (Die Unternehmensberatungsgesellschaft McKinsey hat 2003 den Sanierungsplan für das Erzbistum Berlin erarbeitet), warnt mich mein Gesprächspartner. Wieso den Kopf hinhalten?, frage ich mich und ertappe mich bei der Vermutung, dass mein Gesprächspartner mir vor-schnell eine Opferrolle zuschieben will. Vielleicht ist das symptomatisch für bestimmte kirchliche Mitarbeiterkreise, das Suchen und Besetzen von Opferrollen. Ich versuche im Folgenden meinen Blick nicht auf das Erdulden von allen erdenklichen Schwierigkeiten zu richten, sondern auf die Erfahrungen kreativen und eigenständigen Arbeitens im Dienst von Kirche.

Im September 1987 habe ich meine Aufgabe als Pastoralreferent im Erzbistum Berlin begonnen. In Charlottenburg und in Kreuzberg war ich tätig, zusätzlich in der letzten Zeit auch als Dozent an der theologisch pädagogischen Akademie und als Leiter des Bewerberkreises für angehende Pastoralreferenten. Im Rückblick auf diese Jahre ist mein Urteil klar: Es war eine gute Zeit. Warum ich zu diesem Urteil komme, das möchte ich an einigen Blitzlichtern aus meiner Arbeit verdeutlichen. Sie spiegeln vor allem Kreuzberger Erfahrungen wider – das ist der langen, 13-jährigen Tätigkeit dort geschuldet.

Blitzlicht 1

Es ist an einem Dienstag, morgens um 7.15 Uhr. Wir sitzen beim Frühstück – wie immer ein bisschen in Eile, die Kinder müssen zur Schule – und das Telefon klingelt. Sue ist dran. »Warum gebe ich nur immer so leichtfertig meine Nummer weiter?!«, denke ich bei mir. Doch da ist kein Raum für meinen Ärger – jetzt ist Sue dran.

Seit einigen Jahren kenne und begleite ich sie. Sue kommt aus – wie man so sagt – schwierigen sozialen Verhältnissen, war im Gefängnis, lebte eine Zeitlang in einer Wagenburg direkt gegenüber der Kreuzberger Gemeinde St. Michael. Inzwischen hat sie sich stabilisiert, wohnt in einer eigenen Wohnung und kümmert sich liebevoll um ihren kleinen Sohn, den sie allein erzieht. Im Augenblick hat sie ein Problem: Die Sozialhilfe scheint ihr gekürzt worden zu sein. Wir verabreden uns in meinem Büro. Dort, nach Durchsicht der Unterlagen, stellt sich heraus, dass die Sozialhilfe falsch berechnet worden ist. Ich greife zum Telefon und habe Glück: Der zuständige Sachbearbeiter ist gleich dran und der Fehler kann behoben werden. Diesmal war es nur ein kleines Problem. Manchmal geht's um größere Dinge, die ohne anwaltlichen Rat und Beistand nicht gelöst werden können. Manche fallen unter die »Räuber« (vgl. Lk 10,25-37) oder werden von den »Reichen« (nicht nur im materiellen Sinn, sondern reich an Wissen und List) vor die Gerichte geschleppt (vgl. Jak 2,6) Wie gut, dass es für solche Fälle in unserer Gemeinde einen Anwalt gibt, der juristisch gut arbeitet und beim Honorar mal ein Auge zudrückt.

Eine Kirche, die sich anwaltlich einsetzt für arme und marginalisierte Menschen in der Gesellschaft – das ist eine Kirche, in der ich »trotz allem« weiter mitmachen will.

Blitzlicht 2

An einem Mittwoch, nachmittags um 15.30 Uhr: Stadtteilkonferenz im Urban-Krankenhaus. Die Notaufnahme hat ein Problem. Immer mehr Menschen kommen, die Hilfe suchen, obwohl keine rechte medizinische Indikation vorliegt, z.B. Obdachlose, die lediglich ein warmes Bett suchen würden, aber nicht wirklich krank sind. Dafür sei das Krankenhaus nicht zuständig (und habe außerdem kein Geld dafür), darum sollten sich die anderen Träger im sozialen Bereich kümmern, z.B. die Kirchen. Ich widerspreche: Erstens tun wir das schon – uns kümmern nämlich (es gibt in zahlreichen ev. und kath. Kirchengemeinden Notübernachtungen und Wärmestuben) – und zweitens hat auch ein Krankenhaus eine soziale Verantwortung für den Kiez und kann sich m.E. nicht so einfach auf die alleinige Verantwortung für den medizinischen Bereich zurückziehen. Warum bietet eigentlich das Urban-Krankenhaus

*Der Herr braucht dich
Jesus Christus hatte nur 33 Jahre für sein Leben auf dieser Erde;
das hat ihm nicht gereicht, um allen zu helfen.*

*Er hat nicht lieben können wie eine Mutter;
dazu braucht er Mütter.
er hat nicht für eine Familie sorgen können;
dazu braucht er Väter.
er hat nicht den Kranken unserer Zeit helfen können;
dazu braucht er Ärzte und Krankenschwestern.
er hat nicht das Brot für alle brechen können;
dazu braucht er Priester.*

*Der Herr braucht dich, um das, was er anfang, in dieser Welt weiterzubauen.
Der Herr braucht uns, um Wunder zu wirken:
Wunder der dienenden Liebe und Güte, Wunder des Friedens.*

*Der Herr will durch unsere Herzen und durch unsere Hände
die Welt menschlicher machen;
er will durch unsere Vernunft und durch unsere Arbeit das Himmelreich
kommen lassen;
denn es geht ihm um diese Welt und um diese Menschen.*

Paul Claudel

keine Notübernachtung an? Solche Provokation erzeugt natürlich Widerspruch. Es entspinnt sich ein heißer Disput. Am Ende zeichnet sich eine einfache Lösung ab. Die Notaufnahme wird weiterhin alle Menschen anschauen, die kommen, und dann ggf. an entsprechende Einrichtungen im Kiez weiter-

vermitteln. Informationen werden von Seiten der freien Träger zugesichert. Die Zusammenarbeit zwischen Urban-Krankenhaus und freien sozialen Trägern wird verbessert, die Kontakte intensiver. Das soziale Netz im Kiez hat ein paar Knoten mehr bekommen und ist dichter geworden.

Eine Kirche, die sich in den gesellschaftlichen Diskurs begibt und sich nicht abschottet – das ist eine Kirche, in der ich »trotz allem« weiter mitmachen will.

Blitzlicht 3

An einem Donnerstag, abends um 19.30 Uhr: Elternabend in der Kita St. Michael. Die Teilnehmer sind gemischt nach Nationalität und Religion: Türken und Deutsche, Christen und Muslime, ein Spiegelbild der Mischung im Kreuzberger Kiez. Welche Aufgaben hat eine Katholische Kita in dieser Situation? Was soll sie tun? Was soll sie sein? Eine Antwort lautet: Wir wollen die gemeinsamen Wurzeln unserer Kultur und unseres Glaubens entdecken. Die Unterschiede betonen schon zu viele, wir wollen die Gemeinsamkeiten in den Vordergrund stellen. Beim Elternabend erzähle ich die Geschichte von Abraham und Isaak. Christliche und muslimische Eltern machen mit, bauen aus Steinen einen kleinen Opferaltar, schichten wie Abraham Holz auf den Altar. Die überwiegende Mehrheit kennt diese Geschichte seit der Kindheit. Die starke emotionale Gerührtheit von damals wird wieder lebendig. Eine Frau schämt sich ihrer Tränen nicht. Sie fühlt als Mutter die Zerrissenheit Abrahams ganz nah. Die Erzählung treibt auf ihren dramatischen Höhepunkt zu, doch dann löst sich die Spannung, Gottes Engel greift ein, fällt Abraham in den Arm. Isaak ist gerettet. Gott will keine Kinderopfer. Ersatzweise opfert Abraham einen Widder. Für die Muslime ist diese Erzählung die Grundlage des Opferfestes, eines der höchsten muslimischen Feste. Die Geschichte ist zu Ende erzählt, einen Moment breitet sich Ruhe aus im Raum. Ein muslimischer Vater steht auf und sagt in die Stille hinein: »Es ist dieselbe Geschichte, wir haben den gleichen Gott, und Abraham ist unser Vater!«.

Eine Kirche, die die große Erzählung von Frieden und Versöhnung den Menschen weitererzählt – das ist eine Kirche, in der ich »trotz allem« weiter mitmachen will.

Blitzlicht 4

An einem Nachmittag im Frühjahr 2001. Ein evangelischer Pfarrer erhält für seine engagierte und innovative Arbeit für Obdachlose einen Preis von der Humanisten Union und als enger Mitstreiter bin ich gebeten worden, die Laudatio zu halten. Das fällt mir leicht, denn die katholischen Gemeinden in Kreuzberg verdanken diesem Pfarrer und ihren evangelischen Nachbarn viel. Wir haben von ihnen gelernt, das Phänomen der Obdachlosigkeit nicht nur als Problem zu sehen, sondern als Sprache, als Mitteilung an uns zu lesen. Darüber ist mehr entstanden: Ökumene im tiefsten Wortsinn ist gewachsen. Wir beleben als zwei Konfessionen ein gemeinsames Haus mit Gebet und Feier und diakonischem Handeln. Da war es eine große Freude, das Fest der Ökumene beim Berliner Kirchentag im Sommer 2003 zu feiern. Eine Zeichen, das in die Stadt und das Land hineingestrahlt hat.

Eine Kirche, die Geschwisterlichkeit lebt und Begegnung stiftet über alle Grenzen – auch konfessionelle Grenzen – hinweg, das ist eine Kirche, in der ich »trotz allem« weiter mitmachen will.

Blitzlicht 5

Dezember 2003, Sitzung des Kirchenvorstandes einer Berliner Gemeinde im Dekanat Schöneberg/Tempelhof. Nach langem und zähem Ringen bahnt sich eine Lösung in einer schwierigen Finanz- und Personalsituation an. Wut und Trauer, beides steht im Raum. Was früher noch ging, wird in Zukunft nicht mehr möglich sein. Und eine neue, bittere Erfahrung gilt es für Pfarrer und Kirchenvorsteher und auch für mich zu verarbeiten: keinen Trost mehr spenden zu können, weil dieser Trost nur die Verhöhnung des Leids ist, den der Verlust des Arbeitsplatzes bedeutet. Die Zeiten haben sich geändert und die Gestalt von Kirche wird sich verändern. An diesen Veränderungsprozessen mitzuwirken ist eine große Herausforderung, eine spannende Aufgabe. Sie geht nicht ohne Streit vonstatten: die Wehen der Geburt des Neuen. Von meinen Kindern habe ich gelernt, dass Streit eine Form von Beziehung ist, und wahrscheinlich sogar eine sehr intensive! »Herr, hilf uns streiten in diesen Zeiten« (vgl. GL 304) ist die notwendige Bitte um eine spirituelle Streitkultur in unserem eigenen »Unternehmen«.

Eine Kirche, die anerkennt, dass es in ihr legitime Interessenkonflikte gibt, und die diese in ehrlichem Streit zu lösen versucht, das ist eine Kirche, in der ich »trotz allem« weiter mitmachen will.

Abschließend möchte ich das Phänomen der selektiven Wahrnehmung erwähnen. Manche speichern nur die negativen Erfahrungen: Immer erwische ich im Supermarkt die Kasse mit der längsten Schlange. Es funktioniert auch umgekehrt. Und ich habe die Freiheit zu entscheiden, welche Erfahrungen ich in meinem Gedächtnis speichern will. Es bleibt allerdings die Gefahr des subtilen Selbstbetrugs. Ich kann mir die Situation und Lage der Kirche schönfärben. Doch auch Schwarzmalerei ist eine Form von Selbstbetrug. Wenn ich also die Wahl habe zwischen den Möglichkeiten:

1. die positiven Erfahrungen ausblenden und sich über das Mislingen ärgern oder
2. die schlechten Erfahrungen nicht ausblenden und mit den positiven Ansätzen weiterarbeiten,

dann entscheide ich mich für die zweite Alternative. Bin ich deshalb ein hoffnungsloser Optimist? Optimist ja, aber nicht hoffnungslos, denn ich glaube an die Reformierbarkeit der katholischen Kirche: *ecclesia semper reformanda*.

■ *Hans Joachim Ditz, geb. 1961; Dipl.-Theol.; von 1990 bis 2003 Pastoralreferent im Dekanat Berlin-Kreuzberg; seit 2003 Begleiter des Fusionsprozesses von Gemeinden in der Umsetzung des Sanierungsplanes im Erzbistum Berlin.*

»Freut euch im Herrn zu jeder Zeit« (Phil. 4,4)

Gemeindereferentin Anne Rademacher

»Eigentlich bist du zu jung, um bei der katholischen Kirche angestellt zu sein.« – So oder ähnlich höre ich es manchmal als erstaunte Reaktion auf die Frage, was ich beruflich mache. »Warum tust du dir das mit uns an? Du könntest doch bessere Jobs finden?« – Das haben mich Jugendliche einmal gefragt. Und beides ist irgendwie richtig. Sehe ich den Altersdurchschnitt meiner Kollegen im pastoralen Dienst, bin ich tatsächlich zu jung. Und würde ich mich ernsthaft nach einer anderen Tätigkeit umsehen, ließe sich wohl auch da etwas finden. Dennoch: ich habe mich für den Beruf der Gemeindereferentin entschieden und habe das Gefühl, damit das Richtige zu tun. Standen vor der Entscheidung zum Theologiestudium das Interesse an Fragen des Glaubens und die Suche nach einem Beruf, der mit Menschen zu tun hat, eher unverbunden nebeneinander, so ist meine Motivation für den Beruf inzwischen ein Zusammenspiel aus beidem: Den Menschen immer neu den Glauben an den lebendigen Gott als Weg zum Leben anzubieten. Um das zu vermitteln, muss ich zur Zeugin werden, die zeigt, dass dieser Glauben lebbar ist und dass es zu Lebendigkeit und Freude führt, ihn zu leben.

Dabei gibt mir ein Text aus dem Philipperbrief Richtung, Mahnung und Hoffnung: *Freut euch im Herrn zu jeder Zeit! Noch einmal sage ich: Freut euch! Eure Güte werde allen Menschen bekannt. Der Herr ist nahe. Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott! Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in der Gemeinschaft mit Christus Jesus bewahren.* (Phil 4,4-7)

Die Freude trägt sich durch meinen Dienst und wächst in ihm: jene nicht zu befehlende, nicht herzustellende, nicht nur oberflächliche Regung des Herzens. Um nicht missverstanden zu werden: ich meine nicht die Freude, die man ab und zu erfährt, wenn alles glatt geht. Auch nicht eine Freude aus nur oberflächlichem Hinsehen auf Kirche und Welt mit einer rosaroten Brille. Es ist das Leben aus der Gemeinschaft mit dem Herrn, das mich meine Umgebung – die kirchliche und die weltliche – neu sehen lehrt. Es ist die Freude an Gott, die mich nicht den Mut verlieren lässt, die Probleme nicht verklärt oder

ignoriert, sondern aktiv angehen lässt. So jedenfalls verstehe ich Paulus. Um es konkreter zu machen, möchte ich an einigen Beispielen zeigen, wie dieses neue Sehen (manchmal) gelingt. Ich möchte es durchgehen an Antworten, die ich gefunden habe. Antwort auf Versuchungen, die mir die Freude am pastoralen Dienst manchmal verderben können:

Die Menschen mit den Augen Gottes ansehen

Diese Antwort gebe ich mir auf das Seufzen: »Unsere heutige Zeit ist schlecht und gottlos.« Denn das ist nur eine Möglichkeit, diese Welt zu sehen. Ich kann statt dessen auch auf die Menschen sehen, die in dieser Zeit leben. Ich finde sie gleich auf den ersten Seiten der Bibel. Sie sind Geschöpfe und Ebenbild Gottes. Auch für sie sorgt der Gott, zu dem ich Abba, Vater sagen darf. Und sie sind vielleicht gar nicht schlechter als ich. Wer bin ich, dass ich über sie richten wollte? Sicher, bei manchen Menschen fällt es mir schwer, etwas von ihrer Gottebenbildlichkeit zu entdecken, aber bei den meisten genügt ein aufmerksamer Blick, um solches zu sehen.

Wenn mir das gelingt, muss ich mir kein Lächeln abquälen, es ist ehrlich. Ich kann in guten Momenten mit ihnen ins Gespräch kommen. Kann vielleicht auch meine christliche Antwort auf ihre Lebensfragen geben. Mit diesem Blick fällt es mir nicht so schwer, mich auf sie einzulassen und vielleicht ein Stück Weg mit ihnen zu gehen. So kann dann in meinem kleinen Umfeld der erste Satz der Pastoralconstitution des Konzils wahr werden: Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.

Ich darf für den Herrn arbeiten

In manchen Momenten denke ich: Ich muss mich abrackern. Alles bleibt an mir hängen. Dann versuche ich mir zu antworten: Ich muss mich nicht abrackern – ich darf. Wenn ich mich betrachte – mit allen Ecken und Kanten, ist es ein Wunder, dass Christus so jemanden in seinem Dienst brauchen kann. Ich weiß nicht, wieso er gerade mich wollte. Es ist einfach so. Daraus erwächst für mich immer neu Dankbarkeit über die Berufung in seinen Dienst. Er hat mir seine Gemeinde anvertraut, dass ich für ihn dort wirke. Er lässt mich in der

Katechese sein Wort an die Kinder verkünden. Ich darf mich mit verantwortlich fühlen dafür, dass Glauben hier wächst. Eine fast zu große Aufgabe, wenn nicht der Herr dahinter stünde, der mir das zutraut. Und auch bei den nicht so »wichtigen« Dingen bin ich mir bewusst, welche Ehre es ist, für ihn zu arbeiten – selbst wenn ich gerade mit einem Besen in der Hand das Chaos im Pfarrsaal zu entwirren versuche.

Ich habe tolle Mitarbeiter

Das ist meine Antwort auf das leise Seufzen: »Keiner macht was. Immer stehe ich alleine da.« Denn das stimmt nicht. In jeder Gemeinde gibt es Ehrenamtliche, die mittun. Mal mehr, mal weniger. Sicher sind es irgendwie immer zu wenige. Nur ehe ich mich darüber ärgere, kann ich die anschauen, die etwas tun. Und wenn ich das tue, kann ich oft nur ehrfürchtig erstarren. Sicher tue ich viel für die Gemeinde, aber das ist Arbeitszeit, ich werde dafür bezahlt. Und dann sehe ich Menschen, die oft mehr als acht Stunden Arbeit, harte Arbeit hinter sich haben, wenn sie am Abend in der Pfarrgemeinderatssitzung sind, über deren Sinnlosigkeit ich mich manchmal aufrege. Oder da treffe ich beim Kirchputz ältere Gemeindemitglieder, denen es schwer fällt sich zu bewegen und die mir sagen: »Es ist doch für die Kirche«. Oder ich erlebe Menschen, die wirklich existentielle Sorgen haben und ohne die kein Gemeindefest stattfinden würde. Oder die alten Menschen, die ich besuche, die darunter leiden, dass sie zu nichts mehr zu gebrauchen sind, und von denen ich doch weiß, dass sie meinen Dienst und das Gemeindeleben im Gebet mittragen. Was soll ich da anderes tun, als froh zu werden, dass Gemeinde lebt? Wie soll ich diesen Menschen anders begegnen als in Demut und Dankbarkeit? Am Ende wirkt diese Haltung auch zurück: Sie fühlen sich von mir geschätzt und ernst genommen – manchmal auch eine Motivation für neue Mitarbeiter in der Gemeinde.

Es ist mein Job

Das sage ich mir, wenn ich das Gefühl habe, dass mir alles über den Kopf wächst und ich nur noch im Stress bin.

Ich tue meine Arbeit gern und für den Herrn, aber das ist nicht alles. Es ist – ganz pragmatisch – ein Job. Ich bin auf einem bestimmten Gebiet, nämlich in der Pastoral, ein Profi. Wie bei einem Sportler muss das Leben darauf abge-



stimmt sein, so dass mein Beruf immer irgendwie präsent ist (ein Radrennfahrer muss auch an freien Tagen auf seine Ernährung achten). Aber dieser Job muss mich nicht ständig in Anspruch nehmen. Zu professionellem Handeln gehört auch: Wissen, wann es genug ist.

Ich glaube daran, dass ich vor Gott jemand bin. Sein geliebtes Kind nämlich. Und das bleibe ich, auch wenn ich keine Leistung bringe. Das bleibe ich auch im Versagen. Eltern lieben es, wenn ihre Kinder spielen, wenn sie frei und glücklich sind. Das glaube ich auch von Gott. Wenn ich nicht arbeite, wenn ich einfach nur meinen Hobbies nachgehe, wenn ich vielleicht gerade ganz faul bin, so sieht er es wahrscheinlich mit einem wohlwollenden und fröhlichen Augenzwinkern. Vielleicht legt er noch liebevoll eine Decke über mich, wenn ich müde und abgespannt bin. So habe ich die große Freiheit, mir eine Auszeit gönnen zu dürfen. Und da ich also nicht rackern muss, um mir Gottes Liebe zu erkaufen, kann ich vieles gelassener angehen. Ich habe kein schlechtes Gewissen, wenn ich die Arbeit aus der Hand lege. Daraus wächst Gelassenheit – und Freude am Dienst.

Ich kann den Glauben nicht machen

Manchmal weiß ich nicht mehr, wie ich den Kindern (und Erwachsenen) Gott nahe bringen soll. Es gibt nichts, was wirklich sicher funktioniert, um Glauben zu wecken.

So traurig ich das finde, muss ich doch feststellen: Ein Gott, der mechanisch den Menschen beizubringen ist, ist mir zu klein. Glauben, der dem Menschen eingetrichtert werden kann, denkt mir zu klein vom Menschen. Ich glaube an einen unberechenbaren Gott, an einen Gott, der über jeder Logik steht und gerade weil er so viel größer als mein kleiner Verstand ist, kann ich an ihn glauben. Das bringt mich manchmal in hilflose Situationen. Was tun, wenn ich merke, dass die Kinder offenbar durch meine Erklärungen und mein Beispiel das Beten nicht lernen? Wenn sie keine Ehrfurcht in der Kirche haben? Was sage ich den Jugendlichen, denen Firmung ganz egal ist? Wie tröste ich Eltern, deren Kinder gar nichts mehr von Kirche wissen wollen? Das ist hart und verleitet manchmal zu Verbitterung und Kapitulation.

Aber dann sehe ich aus anderem Blickwinkel auf meine Aufgabe und merke: Gott muss sich selbst erschließen. Was ich im pastoralen Dienst machen kann ist: Räume schaffen für die Begegnung mit ihm. Räume, in denen es still genug für sein Wort ist. Räume, wo Menschen sich angenommen wissen und so auf Gott zugehen können. Räume, wo mein Gebet durch die Sprachlosigkeit anderer dringt. Räume, wo ich in meiner Schwachheit neben anderen stehe, unfähig etwas zu sagen oder zu tun. Für solche Räume, in die hinein Gott sprechen kann, setze ich meine ganze Kraft ein und erfahre, dass in ihnen Gottesbegegnung stattfindet. Glücklicherweise kommt dazu auch die Erfahrung, dass es andere Räume gibt und dass Gott dort wirkt, wo er es will und wo ich es nicht vermute.

Das Ende nicht aus dem Blick verlieren

Jetzt habe ich keine Zeit – ich weiß nicht, wie oft ich das am Tag denke oder sage. Aber es stimmt nicht. Ich habe jede Menge Zeit, nämlich genau so viel, wie Gott mir und seiner Erde schenkt. Es kommt nur darauf an, wie ich diese Zeit nutze. Ich muss die Akzente setzen, wofür ich Zeit habe oder nicht. Und das versuche ich unter eschatologischem Gesichtspunkt zu tun. Es fasziniert mich, wie die ersten Apostel losgegangen sind, überzeugt davon, dass bald das

Ende kommt und bis dahin möglichst viele Menschen für Christus zu gewinnen sind. Nun ist die Parusie noch immer nicht gekommen, aber der Gedanke, dass meine Zeit und die Weltzeit von Gott her begrenzt sind, gibt mir ein wenig von der Energie des Anfangs. Er lässt mich bewusst mit meiner Zeit umgehen und stellt sie in einen großen Horizont, der mich handlungsfähig macht.

Und daraus erwächst Freude am Dienst?

Nicht immer. Aber obwohl ich oft an die praktischen Grenzen dieser Antworten komme, gibt es manchmal die Augenblicke, wo es geht. Und die tragen mich dann auch weiter. Die kleinen Erfolgserlebnisse geben mir Gelassenheit und Freude am Beruf. Dann hoffe ich, dass von mir etwas ausstrahlt. So wie ich es bei manchen älteren Pfarrern und Kollegen erlebe, denen man auf den ersten Blick ansieht, dass sie für ein Evangelium, für eine frohe Botschaft leben. Und wie sollen uns die Menschen Glauben schenken, wenn sie nicht an uns Hauptamtlichen sehen können, dass ein Leben mit Jesus Christus frei und fröhlich machen kann?

■ **Anne Rademacher**, geb. 1975; 1999 Gemeindereferentin in Bad Langensalza; seit 2002 Mitarbeit im Seelsorgeamt des Bistums Erfurt, Referat Kinderseelsorge.

»Dem Vergangenen Dank, dem Kommenden Ja«

Gemeindereferentin Margret Frank

Das ist schon lange her. Etwas verblasst ist die Erinnerung an den Tag meiner Sendungsfeier, an den 19. April 1975.

Schwarz-Weiß-Fotos im Album helfen mir auf die Sprünge. Die Familie war dabei, viele Freunde – mein Verlobter leider nicht. Er hatte keinen Urlaub bekommen; er leistete gerade seinen Wehrdienst bei der damaligen NVA ab, und die Sendung einer Seelsorgehelferin (heute Gemeindereferentin) in den kirchlichen Dienst war kein Urlaubsgrund.

Etwas regnerisch und windig, dazwischen Sonnenstrahlen, richtiges Aprilwetter: so fing es an. So wird es wohl werden, dachte ich damals.

Und genau so ist es auch geworden – Höhen und Tiefen, Untergang und »Auferstehung« privat und beruflich hat es gegeben.

Ich habe freudig »Ja« gesagt und lebe dieses heute und jetzt in meinem Heimatdorf Niederorschel im Eichsfeld mit den Menschen, die ich kenne und die mich kennen.

3.100 von 4.200 Einwohnern unserer drei Gemeinden Niederorschel, Hausen und Kleinbartloff sind katholisch. Das bedeutet reichlich Arbeit für unser Team – bestehend aus Pfarrer, Kaplan und Gemeindereferentin. Zwei Pensionäre im »Unruhestand« unterstützen uns entsprechend ihrer Möglichkeiten. Praktikanten sorgen stets für frischen Wind, indem sie Eingefahrenes hinterfragen und neue Ideen mit uns verwirklichen.

28 Jahre, das ist eine lange Zeit. So manches Mal hat mein »Ja« auf wackligen Füßen gestanden:

- Als unsere drei Kinder kurz hintereinander geboren wurden und mich rund um die Uhr nicht zur Ruhe kommen ließen.
- Wenn meine Arbeitskraft im Fuhrbetrieb meines Mannes nötig gebraucht wurde.
- Als gleich nach der Wende mein Mann an einem Gehirntumor starb und dadurch unsere ganze Lebensplanung aus den Fugen geriet.

Noch einige Hürden und Stolpersteine, Fragezeichen und spitze Pfeile auf meinem Lebensweg fallen mir ein.

Alte Wunden und neue Möglichkeiten, die Erfahrung, von Gott und allen guten Geistern verlassen worden zu sein, Müdigkeit und ausgebrannt sein, eigene Zweifel an Sinn und Notwendigkeit meiner Arbeit, Unverständnis und lieblose Kritik, ausgenutzt werden und eigenes Versagen.

Warum ich trotzdem im Beruf bleibe?

Es gibt sicher tausend Gründe mehr dafür als dagegen.

Ich schreibe einfach einige auf, Situationen, die mir das »Ja«-sagen leicht machen.

»Erzähl doch endlich mal die ganze Geschichte von Jesus, nicht immer nur ein Stück«, bittet mich Malin in der Kleinkindstunde. Sie ist fünf Jahre alt. »Weißt du, meine Mutti behauptet, Jesus gibt es gar nicht und auch keine Geschichte von ihm, da musst du mir das mal erzählen.«

»Frau Frank, kennen Sie mich noch?«, fragt ein junger Mann im dicksten Karnevalsgetümmel. Ich verstehe kaum, was er sagt, so laut ist die Musik im Saal. Er öffnet sein Portmonee und zeigt mir eine kleine Karte mit meiner Widmung auf der Rückseite und einem »Baum«-Spruch auf der Vorderseite. »Habe ich von Ihnen bekommen, am Schluss der zehnten Klasse in Reli. Ich bin Tischler geworden und gehe immer noch zur Kirche, freuen Sie sich?«

O ja, ich freue mich. Ich freue mich, wenn mir die Kinder aus dem vorbeifahrenden Schulbus zuwinken, wenn Eltern und Gemeindeglieder auf meine Bitte »Ja« sagen, wenn es um Unterstützung bei großen Aktionen wie Kinderbibelwoche, Religiöse Kinderwochen, Firmvorbereitung, Krippenspiel und Sternsingeraktion geht.

Ich freue mich, wenn Menschen sich öffnen, mir im Vertrauen von ihren Sorgen und Nöten erzählen und sagen: »Du weißt ja, wie das ist, hast es ja selbst erlebt und überstanden.«

Mit Gottes Hilfe und Gnade hatte ich Kraft zum Weiterleben und Weitermachen. Für dieses Geschenk bin ich sehr dankbar und möchte davon weitergeben an die Menschen, die mir anvertraut sind.

Gemeindereferentin – mein Beruf – meine Berufung, so sehe ich es nach all den Jahren.

Mein Beruf, der in die Tiefe geht, der so viele Gesichter hat.

Der bis an die Grenzen der Belastbarkeit herausfordern kann, der einen langen Atem und viel Geduld braucht, weil er keine vorzeigbaren Erfolge bringt.

Der mich und meine Familie »öffentlich« macht, der mich zum Weinen bringt und beschenkt bis an den höchsten Rand.

Mein Beruf, der mich fit hält: geistig, weil dauernd neue Ideen gefragt sind und das Nachdenken über Gott und seine Pläne mit uns nicht aufhört, und körperlich, weil solche Sätze aus Kindermund: »Frau Frank, wir wollen aber den steilen Weg zur Burg hochgehen, das schaffst du schon!« herausfordern und anspornen.

Mein Beruf, der mich immer eine Lernende sein lässt. Ich denke an meine ersten Arbeitsjahre, an den Religionsunterricht in unseren im Winter von mir beheizten, ziemlich maroden Gemeinderäumen (30-köpfige Kinder- und Jugendgruppen waren normal). Ich denke an unsere eingeschränkten Möglichkeiten, als Kirche in einem atheistischen Staat lebendig zu sein. Ich denke an Wallfahrten, bei denen Tausende Zeugnis von ihrem Glauben ablegten und dafür Nachteile in Kauf nahmen.

In diesen Jahren lernte ich das »Erfinderischsein«, das aus Wenigem möglichst Viel machen.

Das Wendeereignis 1989/1990 lehrte mich das Staunen darüber, dass Gott das Unmögliche möglich machen kann, dass Er der Herr der Geschichte ist.

Und die Jahre danach? Ich musste das Neuanfangen und das Neuorientieren lernen.

Ich gebe jetzt Religionsunterricht an der Schule und ein Kreuz hängt in dem Klassenzimmer, in dem ich als Schülerin Pionierlieder singen musste. Ich freue mich über die Reisefreiheit: Ich durfte Israel und Rom kennen lernen und mit eigenen Augen die heiligen Stätten sehen und erleben.

Wir überlegen im Pfarrteam, wie wir unseren Kindern und Jugendlichen trotz ihrer vielen Möglichkeiten, die Freizeit zu gestalten, Gott wieder näher bringen können.

So wurden aus der so spärlich besuchten Wochentagskindermesse »20 Minuten für Gott«.

Wir staunen, wie viele sich Zeit dafür nehmen. Wir haben die beim letzten Mal Gefirmten ein Jahr danach zur »Firm-Reha« eingeladen. Nach einem gemeinsamen Gottesdienst gab es ein gemütliches Beisammensein. Die Hälfte der Jugendlichen ist unserer Einladung gefolgt. Das ist erfreulich.

Ich denke gern an den Projekttag Bibel für die Schüler der Klassenstufen 6 und 7. In Absprache mit der Schule haben wir einen Tag lang mit katholischen, evangelischen und Ethiklehrern und allen 70 Schülern in den einzelnen Grup-

pen gearbeitet. Wir haben einen biblischen Bücherschrank gebaut. Mit Schriftworten und Modellierten haben wir über Gottes gute Hände »nachgedacht« und ein großes Bibelquiz erarbeitet und miteinander gespielt. Wir haben nach biblischen Rezepten gebacken und zum Abschluss miteinander gegessen. Alle waren begeistert und wünschen sich im nächsten Jahr wieder so einen Schultag in unseren kirchlichen Räumen.

Noch vieles könnte ich aufzählen, was uns gelungen ist, auch manches, was uns traurig macht.

Und die Zukunft?

Ich möchte sie vertrauensvoll in Gottes Hand legen, in der Hoffnung, dass Seine Faust mich nicht zu fest drückt und dass Er seine Kirche leitet durch das Meer der Zeit.

Ich wünsche mir, dass Er uns, seinem »Bodenpersonal«, die Freude und Begeisterung erhält, dass wir das Lachen und Staunen nicht verlernen.

Möge Gott uns all das schenken, was wir in unserem Berufsgebet erbitten: Die Fähigkeit, miteinander zu sprechen, aufeinander zu hören, klug zu sein im Raten, überzeugend im Ermutigen, geduldig im Lehren, heilend im Trösten und erfinderisch im Helfen.

Dem Vergangenen Dank, dem Kommenden Ja – diese Worte von Dag Hammarskjöld sollen abschließend für Rückschau und Vorausblick, sozusagen für Saat und Ernte stehen.

Sie ermuntern mich aber auch zum Aushalten und dankbaren Betrachten des Jetzt und Heute, das Gott mir in seiner Güte zugemessen hat – so, wie es ist.

■ **Margret Frank**, geb. 1953; 1975 Einsatz als Seelsorgehelferin (heute Gemeindefreferentin) im Bistum Erfurt; seit 1976 in ihrem Heimatort Niederorschel im Eichsfeld.

»Zeugen der Gnade« – Die Arche als Schule der Menschlichkeit und des Glaubens

P. Dr. Medard Kehl SJ

Die Überschrift dieses Beitrags ist eine Kurzformel für das, was ich als »geistliches Mitglied« der Schweizer Arche-Gemeinschaft Hochwald und Dornach (in der Nähe von Basel) das besondere Charisma dieser neuen geistlichen Gemeinschaft nennen möchte: Sie bietet einen (fast idealen) Raum, um als Schule der Menschlichkeit und des Glaubens in Freundschaft mit geistig behinderten Menschen leben zu können.

Mit dieser Kennzeichnung möchte ich auf die Frage antworten, was mir die Arche persönlich bedeutet. Dazu ein paar konkrete Beispiele:

1. Am stärksten erlebe ich bei jedem Besuch die Umstellung im Zeitgefühl. Im Vergleich zu meinem sonstigen Lebensrhythmus und Arbeitstempo scheint mir anfangs in der Arche immer unendlich viel Zeit »vertrödelt« zu werden. Alles geht viel langsamer vor sich; klar, die behinderten Mitbewohner bestimmen das Tempo, ob beim morgendlichen Ankleiden, bei den Mahlzeiten und Spaziergängen, beim Abwaschen, beim Arbeiten in den eigenen Werkstätten oder beim häufigen Zusammenhocken zum Teetrinken und Plaudern ... Erst mit der Zeit spürt man, wie heilsam diese scheinbare »Zeitverschwendung« gegen die ständig wachsende Beschleunigung und Komprimierung der Zeit in unserer Kultur sein kann. Dazu ein schönes Wort von Romano Guardini: »Das Lebendige braucht mehr Zeit als das Leblose. Das Lebendige muss Zeit ›verlieren‹ können. Es darf nicht vom Maß der Zeit bedrängt werden, es muss spielen, sich unnützlich benehmen, Umwege machen können. Umweg und Aufenthalt sind in seinem Werden ebenso wichtig wie Näherkommen und Vorangehen; und das Tun des Überflüssigen ebenso notwendig wie die Hinordnung auf den Zweck.«

2. Das Leben in der Arche bietet eine gute Gelegenheit, immer besser die Kunst einzuüben, sich in seinen eigenen Vorstellungen und Plänen stören zu lassen. Ja, behinderte Menschen können stören; sie bringen die bittere Realität der gebrochenen Schöpfung immer wieder störend zur Geltung, z.B. indem sie mitten im schönsten Fest oder im Gottesdienst eine heftige Krise erleben, wodurch die Stimmung erst einmal zerstört ist; oder indem sie alle wohl-

durchdachten Zeitpläne und Prioritätenlisten durcheinanderbringen; oder indem sie unsere hohen Erwartungen an Kommunikation durch die Monotonie ewig gleicher Fragen und Erzählungen durchkreuzen usw. Es hängt sehr viel davon ab, ob wir uns darauf einlassen und so von ihnen zu einer heiteren Gelassenheit führen lassen. Dann kann aus der Störung in der Tat so etwas wie heilende Gemeinschaft und Freundschaft erwachsen.

3. Eine Arche-Gemeinschaft kann eine sehr wirksame Medizin sein gegen den modernen spirituellen Mythos von der Ganzheitlichkeit. Alles muss heute ganzheitlich sein oder werden: In Psychologie und Therapie, in Meditation und Mystik, in Körper- und Selbsterfahrung; überall wird das Ideal der Ganzheitlichkeit beschworen und werden Methoden dafür angeboten, wie wir zur ausgewogenen Stimmigkeit von Leib, Seele und Geist, von Mensch und Natur, von Vernunft und Gefühl kommen können. Angesichts der vielen zerstöleri-

*Ich weiß nicht, wozu Gott Sie besonders ruft,
aber
ich weiß sehr gut,
wozu er alle Christen aufruft,
Männer und Frauen,
Priester und Laien,
Ledige
und Verheiratete:
Apostel zu sein, Apostel durch das Beispiel,
durch Güte, durch wohltuende Begegnung,
durch herzliche Zuneigung,
die Gegenliebe weckt und zu Gott führt,
stets Apostel, der »allen alles sein will,
um alle zu Jesus zu führen«.*

Charles de Foucauld

schen Gegensätze und Widersprüche, die die Neuzeit hervorgebracht hat, ist das alles nicht nur verständlich, sondern weithin auch sehr hilfreich, auch für uns Christen. Das Problem ist nur: Dieses Ideal der Ganzheitlichkeit wird auch in christlichen Kreisen oft einfachhin mit dem Heil gleichgesetzt, das uns von Gott verheißen ist. Und das ist schlicht ein Kurzschluss. Gottes Heil ist anders und größer, als wir es uns ausmalen können.

Dass dem so ist, habe ich bei den behinderten Menschen in der Arche erlebt: Da ist oft herzlich wenig an Ganzheitlichkeit zu erfahren; da stimmt so vieles nicht harmonisch zusammen, z.B. wenn ein harmloser Spaziergang einem völlig verleidet wird durch den unerwarteten Ausbruch von Gewalt und Aggressivität unter den Behinderten. Da ist so viel zerbrochen und verletzt, was von uns her einfach nicht geheilt werden kann.

Und doch ist die Situation in einer Arche, gerade auch in solchen Augenblicken, keineswegs „heil-los«. Im Gegenteil: Da ist oft viel mehr von dem Heil, das Gott uns zugedacht hat, zu spüren als anderswo. Warum? Vermutlich deswegen, weil hier die wahre Wirklichkeit des Menschen ehrlicher, illusionsloser erlebt werden kann als sonst. Unsere Selbsttäuschungen zerbrechen hier sehr schnell, gerade die heute so beliebte Illusion, wir könnten aus eigener Kraft oder mit vereinten Kräften „ganzheitlich« und „heil« werden. Wir können es genausowenig wie die behinderten Menschen, bei denen es einfach offenkundiger ist. Jeder Mensch ist und bleibt, um wirklich ganz und heil werden zu können, angewiesen darauf, dass er unbedingt, also ohne jede Bedingung und Einschränkung, geliebt wird. Das ist die tiefste Sehnsucht jedes menschlichen Herzens nach Heil. Aber diese Sehnsucht kann eben nur Gott stillen.

„Zeugen der Gnade« – so möchte ich die Arche-Gemeinschaften nennen. Das ist vielleicht der beste Dienst, den sie heute unserer oft so umtriebigen und erfolgshungrigen Kirche leisten können.

■ *Medard Kehl, geb. 1942; Eintritt in die Gesellschaft Jesu 1961; 1969 Priesterweihe; Promotion zum Dr. theol.; seit 1975 Dozent und Professor für Dogmatik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt; nebenher in verschiedenen Seelsorgebereichen tätig.*

Leben teilen, Berufung suchen, mit Franziskus

Sr. M. Daniela Immler OSF

Die Jugendarbeit im Kloster Sießen ist eine Konkretisierung unseres Gründungsauftrags: Bildung und Erziehung aus dem franziskanischen Charisma.

Von Franziskus her ist uns der Gedanke der »*Menschwerdung*« als Grundlage und Ziel unserer franziskanischen Jugendpastoral wichtig geworden.

Die Entstehungsgeschichte unserer Jugendarbeit macht deutlich, dass es darum geht, den jungen Menschen sowohl Anteil zu geben an unserem franziskanischen Charisma als auch an dem, was in unserer Gemeinschaft lebendig ist.

Als wir Ende der 90er Jahre uns daran machten, eine Konzeption für unsere Jugendarbeit zu verfassen, fanden wir im Nachsynodalen Apostolischen Schreiben »*Vita consecrata*«, eine Stelle, die uns darin bestärkte. Papst Johannes Paul II. schreibt:

»*Die jungen Leute sollen sich nicht irre führen lassen: wenn sie zu euch kommen, wollen sie das sehen, was sie anderswo nicht zu sehen bekommen. Ihr habt angesichts der Zukunft eine ungeheure Aufgabe.*« (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 125. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1996, S. 127).

Drei Dinge nennt er konkret, welche die jungen Leute im Kontakt mit Ordensleuten erfahren sollen: ein *Leben in Gemeinschaft*, ein *Leben aus dem Glauben*, ein *Leben aus dem Charisma*.

Der »*Menschwerdung*« dienen bedeutet für uns darum:

- Auf dem Hintergrund unseres *Lebens in Gemeinschaft* wollen wir mit den jungen Menschen **Leben teilen**.
- Auf der Grundlage unseres *Lebens aus dem Glauben* wollen wir mit jungen Menschen **Berufung suchen**.
- Aufgrund unserer Entscheidung für ein *Leben aus dem Charisma* schauen wir gemeinsam auf unser **Leben mit Franziskus**.

Leben teilen, Berufung suchen, mit Franziskus.

Das ist auf Kurzform gebracht die Quintessenz unseres Anliegens.

Leben teilen

Wir Schwestern lassen die jungen Leute an unserem Leben teilhaben, an dem, was uns wichtig ist, was zu unserem Leben gehört. Das reicht von der Feier der Liturgie und den Stillen Zeiten bis zum gemeinsamen Abwasch nach den Mahlzeiten, vom Umsetzen des Evangeliums im konkreten Alltag bis zur gemeinsam kreierte Pizza am Geburtstagsfest, vom lustigen Spieleabend bis zum fair ausgetragenen Konflikt und den konkreten Schritten der Versöhnung.

Wir machen oft die Erfahrung, dass die Jugendlichen sehr wach beobachten und wahrnehmen, wie wir Schwestern miteinander umgehen und was wir tatsächlich ausstrahlen. Die jungen Leute fordern uns Schwestern heraus, immer wieder neu aufzubrechen. Aber nicht nur im Blick nach innen, sondern auch im Blick nach außen. Sie helfen uns die Welt so wahr- und anzunehmen, wie sie heute tatsächlich ist und unsere eigene Antwort als Franziskanerinnen darauf zu finden. Es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Für viele Menschen, jung und alt, stellt heute ein strukturierter Tagesablauf mit festen gemeinsamen Gebets-, Arbeits- und Mahlzeiten eine Herausforderung dar und kann auch verschiedenste Ängste auslösen. Sich jedoch allein in diese äußere Ordnung hineinzugeben, hat für manche/n schon heilende Wirkung. Selbst der ganz gewöhnliche Alltag, der im Miteinander gestaltet und durchgetragen wird, bekommt einen gewissen Glanz, weil im ganz Alltäglichen das Wesentliche erfahren werden kann, wenn Leben wirklich geteilt wird. Gemeinschaft als Geschenk zu entdecken ist für viele eine ganz neue Erfahrung. Auf der anderen Seite zeigen sich hier allerdings auch im Tun schnell die Defizite und Unfähigkeiten, die in den letzten Jahren zugenommen haben.

Noch vor wenigen Jahren entwickelten wir eifrig Pläne für den Bau eines Jugendhauses. Wir haben uns letztlich doch dagegen entschieden, auch wenn die Auslagerung der jungen Gäste in ein extra Haus manch funktionalen Vorteil gebracht hätte. Die räumliche Nähe zur Schwesterngemeinschaft, die auf ganz natürliche Weise Begegnung mit weiteren Schwestern auf dem Weg ermöglicht und den jungen Menschen ein echtes Hineingemommensein erfahren lässt, war und ist uns der größere Wert.

Berufung suchen

Zuallererst heißt das, miteinander zu entdecken, dass mein Leben kein Zufall, sondern von Gott gewollt und in allem gehalten ist zu entdecken, was er in mich hineingelegt hat. Berufung also zuerst einmal in einem ganz weiten Sinn, ohne schon auf die Lebensform abzuzielen.

Grundlegend dazu ist eine persönliche Gottesbeziehung, die erst einmal geweckt werden will. Das tägliche Leben aus dem Wort Gottes und der Erfahrungsaustausch darüber, die Feier einer lebendigen, den ganzen Menschen ansprechenden Liturgie, die Hinführung zu Stille und Anbetung, die Bereitschaft authentisch über unseren Glauben und unsere Zweifel mit den jungen Menschen zu sprechen, das alles will einen Raum schaffen, in dem Gott die jungen Menschen berühren kann. Doch Gott hat für jede und jeden einen ganz individuellen, uns immer wieder überraschenden Weg. Oft ist es die schlichte Begegnung mit jungen und alten Schwestern, die in Freude ihre Berufung leben, die mehr als Worte zu den jungen Menschen spricht und sie für Gottes Wirklichkeit aufschließt.

Seit einigen Jahren tauchen wieder verstärkt Pilgerwege in unserem Jahresprogramm auf. Manches Gespräch unterwegs bei der sechstägigen Kinderfußwallfahrt oder auf den anderen Pilgerwegen, bei denen wir mit Jugendlichen oder jungen Erwachsenen unterwegs sind, zeigt, dass Berufungsfragen und damit die Frage »Wer bist du, Gott, für mich und wer bin ich für dich?« keine Frage einer bestimmten Altersgruppe ist. Im Gehen kommt manches in Bewegung und das äußere Unterwegssein ist ein Spiegel für den inneren Weg.

Eines aber wird uns immer klarer dabei: Je mehr wir selbst unterwegs sind, Gott in unserem Leben zu entdecken und Ihm zu trauen, umso mehr tut sich in den Jugendlichen auf Gott hin auf.

Mit Franziskus

Franziskus ist uns Vorbild und Wegbegleiter. Er kann das sein, weil er uns durch seine bewegte Lebensgeschichte menschlich nahe ist.

Viele Themen, die Jugendliche bewegen, finden sich auch bei ihm: Lebensträume, Wahrheitssuche, Karrieredenken, Radikalität, Freundschaft, Gefallen wollen, Unsicherheit, Scheitern, Loslösung von den Eltern, Spontaneität, Lebenslust, Zweifel, Liebe zur Schöpfung ...

Doch nicht als fertiger Heiliger begegnet er uns, sondern als Mensch des Weges, der ein Leben lang Gott sucht und auf Seine Führung angewiesen ist. Er setzt Schritt für Schritt das um, was er verstanden hat. Franziskus hat seine eigene Armut, seine Schwächen und sein Unvermögen als Chance begriffen, die ihn in seiner Bedürftigkeit für den Reichtum Gottes aufschließt. In der Annahme seiner ganzen Wirklichkeit, und nicht nur der Wunschbilder über sich selbst und seiner Umgebung, erfährt der lebens- und freudehungrige Franziskus wonach er sich sehnt: die vollkommene Freude und ein Leben in Fülle, in dem auch der Schmerz und das Leid Platz haben.

Die Menschen seiner Zeit prägten das Wort: »Wer Franziskus sieht, wird an Jesus erinnert«. In Franziskus ist die Christusgestalt durchgebrochen und den Menschen aufgeleuchtet. Nicht umsonst wurde er im Jahr 2000 zum Mann des Jahrtausends gewählt.

Als Franziskanerinnen wollen wir wie Franziskus »Kirche aufbauen«. Das ist unser Sendungsauftrag, den wir »mit täglich erneuerter Freude«, wie es in unserer Regel heißt, erfüllen wollen. Was uns dabei hilft und im Herzen jung und dynamisch hält, sind nicht zuletzt die jungen Menschen selbst, mit denen wir dabei ein Stück Weg gehen dürfen. Die Beschenkten – das sind (auch) wir.

■ *Sr. M. Daniela Immler, geb. 1967; Ordenseintritt 1991; Beruf Gemeindereferentin; seit 1999 von der Ordensleitung freigestellt für die Arbeit in der Jugendpastoral im Kloster Sießen.*



Weghilfen

4

Das vierte Kapitel versteht sich als Einladung an die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sich zu öffnen für Weg- und Wachstumshilfen.

Der Beitrag von Sr. Johanna Domek OSB ermutigt die Säenden, sich an menschenfreundlichen, geistlichen Orten zu regenerieren, damit der pastorale Dienst in wachsender Gelassenheit eingebracht werden kann.

P. Dr. Willi Lambert SJ bietet »kompakte« Weghilfen an zu einer Pastoral der spirituellen Lebendigkeit. Zur Entsprechung von gemeindlichen Grundvollzügen und persönlichem Wachstum hat er Fragen formuliert, die hoffentlich von vielen Seelsorgerinnen und Seelsorgern als »geistlicher Gewissensspiegel« genutzt werden. Ergänzend stellt Willi Lambert Perspektiven vor, wie Exerzitien im Alltag als Quelle gemeindlicher Erneuerung genutzt werden können.

Dipl.-Theologe Johann Fellner gibt Anregungen für Gespräche zwischen den Mitgliedern verschiedener pastoraler Berufsgruppen. Im Erzbistum München und Freising hat bereits auf Diözesanebene ein mehrjähriger Austausch von Vertreterinnen und Vertretern der pastoralen Berufsgruppen stattgefunden. Informationen über diesen geglückten Versuch können über den Autor zur Verfügung gestellt werden. Die Anregungen für Gespräche im Seelsorgeteam sind praxisnahe Hilfen, damit das Miteinander der pastoralen Dienste auch in schwerer werdenden Zeiten gelingen kann.

Von der Notwendigkeit auszuruhen – damit die Säenden selbst weiter wachsen

Sr. Johanna Domek OSB

Manchmal sehen Phänomene sich ähnlich und sind doch sehr verschieden. Mag sein, dass sie gleiche Bestandteile haben, Stein oder Holz, Tonart oder Farbe. Mag sein, dass sie aus der gleichen Wurzel kommen wie Ast und Blüte oder der Stamm von Wörtern. Bei gleichem Wortstamm, zweifelloser Grundverwandtschaft und gleichen Elementarteilen bedeuten die Wörter *degenerieren* und *regenerieren* jedoch etwas ganz Verschiedenes, mag das dem ersten Blick und Lesen auch nur durch einen einzigen Buchstaben ablesbar sein.

Bedeutet *Degeneration* Rückbildung und Verfall von Zellgewebe oder eine vom Üblichen abweichende negative Entwicklung und Entartung, so meint *Regeneration* Erneuerung und Neubelebung, die natürliche Wiederherstellung von abgestorbenem Gewebe oder in der Technik auch die Rückgewinnung nutzbarer Stoffe aus verbrauchten oder verschmutzten Materialien.

Das ging mir durch den Sinn, als ich an die Priester und andere in der Seelsorge tätigen Menschen dachte, die immer wieder in unser Kloster kommen und jenseits der gewohnten pastoralen Felder einen stillen, aber doch bewohnten Ort suchen zu Gebet und Nachdenken, um Ruhe und Stille zu wagen, in der sie den Ruf für ihr Leben und ihren Dienst wieder unverzerrter und klarer hören und sich selbst darin finden können, bevor sie dann wieder umkehren auf ihr »Feld« und tun, was da zu tun ist.

Jenseits der üblichen pastoralen Felder sind Klöster ja Orte, wo immer jemand zu Hause ist. Es sind Orte, wo man empfänglich ist für allerlei Arme und Erschöpfte und wo man im Gotteslob wie in der Gottsuche gleichermaßen geübt und beharrlich ist. Und wir haben gesehen, dass es nötig und möglich ist, schwesterlich Sorge zu tragen mit den Seelsorgenden und für sie, damit die »Säenden« selbst weiterwachsen.

Dass die, die kommen, oft erschöpft sind und müde, scheint mir so natürlich zu sein. Nimmermüde sein wäre das Unnatürliche. Dass die, die kommen, oft fragend und oft ratlos sind, scheint mir so natürlich. Ganz anderes wäre das mir Unheimliche und Unnatürliche. Und dass die, die da von den (pastoralen) Feldern kommen, oftmals irgendwie etwas zerzaust und ungeordnet sind, ist

wohl ganz natürlich, bleibt nicht aus bei der Feldarbeit, – wenn es nur nicht dabei bleibt und jemand so bleiben will.

Die entscheidende Sache ist, wie damit umgehen: degenerieren oder regenerieren. Anders gesagt: Wer sich nicht regeneriert, der degeneriert über kurz oder lang. Wer sich auf seinem Feld festbeißt, der erstickt. Wer sich nicht immer wieder gut aus dem Geschirr lösen lernt, der verfängt sich noch im an sich sinnvollsten Dienst. Aber wie ein Mensch dann ausspannt, wenn er ausspannt, ist nicht einerlei. Bloß abzuhängen, tut nicht gut, nicht dem Menschen und nicht dem Dienst. Wer selbst nicht weiterwächst, der verkümmert allzu schnell. Nicht jede Art, an sich oder den Dingen zu leiden, ist fruchtbar. Das weiß jeder aus Erfahrung.

Wozu möchte ich denn Mut machen, wenn ich ermutige, in solchen Situationen auf Klostertüren zurückzugreifen? Es sind Wirklichkeiten, deren Kennzeichen das Schlichte ist, nicht das programmatisch Große oder therapeutisch Schwerwiegende. Aber sich auf sie einzulassen hilft zu regenerieren. Was also wäre da konkret zu suchen und vielleicht zu finden? Ich will es nur skizzieren und als schwesterliche Ermutigung sagen.

Haben wir Mut, dort Menschen zu suchen, vielleicht Schwestern – es gibt sie schon, es gibt sie noch. Schwestern, zu deren Familie ich gehören kann, die zu meiner Familie gehören. *Familie*, d. h. auch: wir haben ein Recht aufeinander. Es heißt auch, ich darf etwas erwarten vom andern, in seinem/ihrem möglichen Maß.

Einsamkeit ist oft wichtig. Vereinzelung ist meistens schädlich. Manchmal braucht es Mut, die Vereinzelung zu fliehen.

Haben wir Mut, Raum für uns zu suchen in schon beseelten Räumen. Es gibt ihn schon, es gibt ihn noch. Solche Räume sind *Atem-Raum*. Es ist ein Raum, den ich brauche, in dem ich alles Betriebsame zurücklasse und die eigene Stille finde, mich selbst, wie ich bin, Ich ohne Beiwerk, den beseelten Raum, in dem ich die eigene Stille wage.

Haben wir Mut zur Besinnung. Besinnung ist etwas anderes als bloß nachdenken, mag es auch ein Stückweit dazugehören. Besinnung ist etwas anderes als analysieren, mag es auch ein Stückweit dazugehören. Sie ist auch nie zuerst Inspiration. Und Besinnung ist niemals eine Grübelelei. Sie ist das Gegenteil jedes *Von-Sinnen-Seins*. Besinnung bedeutet, mit allen Sinnen wahrzunehmen, hinzuschauen auf das, was sich zeigt, hinzuhören auf den Klang, der da ist, zu berühren, was im Raum ist, zu riechen, was in der Luft liegt und wir in

der Nase haben, zu schmecken, was wir zu uns genommen und zu verdauen haben, und all das zu tun, ohne uns selbst an irgendetwas oder auf irgendeine Weise zu verlieren.

Haben wir in diesem Raum Mut zur Wahrheit. Ob es uns gefällt oder nicht, es geht zunächst um die eigene Wahrheit. Die eigene Wahrheit ist etwas anderes als die eigene Meinung, das eigene Ziel und Verlangen. Sie ist mehr als mein eigenes Talent oder meine eigene Wunde, mehr als mein Beruf, meine eigene Grenze oder meine Biographie. All das sind Teile davon. »Die Wahrheit wird euch freimachen« (Joh 8,32), sagt Jesus in einem aufschlussreichen Zusammenhang des Evangeliums. Meine eigene, persönliche Wahrheit ist der Ort in meinem Leben, an dem das geschehen kann. Und dann gilt immer wieder neu: Bevor ich mit der Wahrheit gut umgehen kann, muss ich sie gelten lassen als das, was sie ist. Das braucht manchmal Mut.

Haben wir Mut zur je nötigen Bekehrung. Bekehrung meint, den Kurs zu korrigieren, wo etwas aus dem Ruder lief. Auch eine geringe Abweichung, lang fortgeführt, kann mich weit aus der Richtung bringen.

Bekehrung meint auch, mich wieder so zu bewegen, dass ich die Balance halte zwischen den verschiedenen Kräften, Gewichten und Bewegungen. Aber Balance ist keine Steifheit oder Starre, das Schwanken und Ausbalancieren gehört zu ihrer natürlichen Bewegung, das Risiko zu ihrem Wesen.

Meine je nötige Bekehrung hat eine Richtung: das Reich Gottes. Sie hat eine Stimme, es ist Jesus, der mich ruft: *Komm! Komm aufs Wasser!* (vgl. Mt 14,29) *Komm aus dem Grab!* (vgl. Joh 11,43) *Komm zu mir!* (vgl. Mt 11,28)

Haben wir auch Mut, uns tragen zu lassen in dem, was wir tragen. Ich bin schon lange getragen, ich bin noch immer getragen. Mit ruhigem Mut will ich das zulassen und neu bejahen, will neu wahrnehmen, wer das in meinem Leben getan hat und vielleicht jetzt tut und wer mich betend trägt. Das sind die Menschen, auf die ich mich still verlasse. Was da noch zu wünschen wäre: ums Getragenwerden und Gebet bitten zu können.

Haben wir Mut zum Verzicht. Nichts wächst bis zur Reife, ohne dass wir lernen und bereit sind zu verzichten. Jesus sagt in einem Gleichnis, wir sollen unsere Talente nicht vergraben, sondern mit ihnen arbeiten. Das heißt aber nicht, dass alles wuchern soll oder dass wir Wucher mit ihnen treiben sollen. Wenn ich einmal sterbe, werde ich meine Möglichkeiten nicht erschöpft und nicht alles gelebt haben, was in mir steckt. Das ist auch nicht der Sinn der Lebendigkeit. In der *Regel Benedikts* gibt es ein Kapitel mit *74 Werkzeugen der*

geistlichen Kunst. Das ist eine reiche Auswahl, um damit zu leben und zu wirken, wie es nötig ist, nach und nach. Die müssen nicht alle verbraucht werden. Verzicht, wie ich ihn sehe, gehört zu den natürlichen Dingen im Leben und Lieben, auch wenn er keinem Menschen in den Schoß fällt, und wenig Menschen gut und schlicht etwas darüber sagen. Es braucht dazu, dass ich mich selbst annehme und das Du gegenüber, beides ohne Überschätzung. Es braucht dazu Bereitschaft und Übung, eine Art fröhliche Einfachheit und den Mut, auf Jesus zu sehen, *der nicht daran festhielt Gott gleich zu sein ... sondern ein Mensch wurde* (vgl. Phil 2).

Haben wir Mut zum Dienst. Ich meine das, wie schon alles Bishergesagte, im Blick auf Menschen, die geduldig üben, sich selbst ganz ernst zu nehmen, ohne sich selbst zu wichtig zu nehmen. Wir alle sind relativ wichtig. Als *relativ* wichtige Menschen werden wir im Leben von Aufgaben erwartet und Diensten in Anspruch genommen. Nur als *relativ* wichtige Menschen können wir einen Dienst tun und unverdrossen lieben lernen. Dienen hat viele Weisen – immer geht es um mehr als uns selbst – wir tragen Sorge um ein *Feld*, wir säen die Saat, die uns schon als Erweise früherer Ernten und Früchte und Kerne in die Körbe gelegt und in die Hände gegeben ist. Der Dienst ist wichtig, er braucht unsere Leidenschaft genauso nötig wie unsere wachsende Gelassenheit. Aber wir sind nur Helfer, ob beim Säen, ob beim Hegen, ob beim Ernten, wir sind nicht die Saat und wir sind auch nicht das Wachstum.

Wir sind bestenfalls gern im Dienst, gern treu im Dienst. Das ist kein Kraftakt und kein Klimmzug, kein Einzelgang, kein Leistungskurs. Der Grundton bei all dem ist es, gewollt, geliebt und erlöst zu sein und darauf zu antworten. Alle übrige Kompetenz baut auf dieser Grundlage auf. Wo man mit der Grundlage nicht in Berührung bleibt, sich entfernt, weil man meint, unentwegt etwas zu tun zu haben, hängt bald das Wichtigste in der Luft, geht der Atem aus, den jeder Mensch braucht. Es kann sein, dass eine Woche zu voll gepackt war. Wir haben die Chance zu regenerieren ...

■ **Johanna Domek OSB**, geb. 1954; 1974 Ordenseintritt bei den Benediktinerinnen vom heiligsten Sakrament in Köln; 1986 bis 1992 und seit 1996 Priorin der Gemeinschaft.

»Ich tu so, als ob es ginge« Weghilfen zu einer Pastoral der spirituellen Lebendigkeit

P. Dr. Willi Lambert SJ

Eine Exerzitantin, die vor Jahren in Nürnberg Exerziten machte, beobachtete einen Buben mit etwa 7 Jahren, der von einer Brücke aus in der Pegnitz angelte. Die selbstgefertigte Angel bestand aus einem Stab und zwei rosaroten Schnürsenkeln, die zusammengebunden waren. Kein Haken dran, kein Köder und das Ende der Angelschnur ein paar Meter frei über dem Wasser baumelnd. Die Frau fragte den Buben: »Und damit willst du etwas fangen?!« Die prompte Antwort: »Ich tu so, als ob es ginge!« – Für die Exerzitantin war dies die wichtigste Anregung des Tages. Ist dies nicht eine gute Weghilfegeschichte? Brauchen wir auf dem Weg des Evangeliums nicht neben Ziel und Gefährten vor allem auch den Mut zu Phantasie und zum Probieren?!

Ich möchte in fünf Schritten mitteilen, was mir zu einer Weghilfe wurde

- Was ist mit Spiritualität gemeint?
- Die Bedeutsamkeit von der »Kunst des Lebens«.
- Sieben Leitlinien einer Pastoral der spirituellen Lebendigkeit.
- Die Entsprechung zwischen den Grundvollzügen einer lebendigen Gemeinde und dem persönlichen Wachstum eines Christenmenschen.
- Exerziten im Alltag als Prinzip und Hilfe für gemeindliche Erneuerung.

Spiritualität: Glaube, der atmet

Von einem Treffen von Seelsorgern wurde mir erzählt, dass jemand zum Schluss zu dem hochrangigen Referenten sagte: »Was Sie gesagt haben, das war so hoffnungslos richtig!«. Die Geschichte ist etwas spitz, aber sie verdeutlicht: Mit Spiritualität ist nicht die bloße »Richtigkeit« des Glaubens, sondern vor allem seine Lebendigkeit gemeint. Spiritualität ist lebendiger Glaube, ist atmender Glaube, ist gläubiger Umgang mit Wirklichkeit. Glaube ist lebendig, wenn er ein Glaube ist, der auf die Liebe hofft, wie sie uns in Jesus Christus und seinem Evangelium entgegenkommt. Anders gesagt: Spiritualität ist woraus, wozu und wie ein Mensch lebt. Spiritualität ist Lebensziel im Lebensstil. Biblisch gesagt: Spirituell leben heißt, aus der Liebe Gottes zu leben, die

»durch den Heiligen Geist in unsere Herzen ausgegossen« ist (vgl. Röm 5,5). Von dorthier ist unsere Lebensmitte, unser Denken, Fühlen, Wollen, Handeln geprägt.

Gunst und Kunst des Glaubenslebens

Leben aus dem Glauben ist, anders kann und darf es nicht gesagt werden, zuerst Geschenk, Gnade, Gunst. Und zugleich ist spirituelle Lebendigkeit eine Kunst. Kunst lebt von Inspiration und Transpiration, d.h. von Begeisterung und manchmal mühevolem Üben. Der Psychologe Erich Fromm betont in seinem Bestseller »Die Kunst des Liebens«, dass viele Beziehungen daran scheitern, unlebendig werden, weil Liebe nur als Verliebtsein angesehen wird und nicht als Kunst. Und Kunst bedarf der ständigen Aufmerksamkeit, der Übung. »Vom Kennen zum Können führt nur das Üben« (O.F. Bollnow). – Ich denke an einen Kaplan, der mir einmal sagte, die Leute bedankten sich oft bei ihm mit den Worten: »Sie predigen nicht nur darüber, was man tun solle, sondern sie sagen auch, wie man es probieren könne!«

Sieben Leitlinien einer Pastoral der spirituellen Lebendigkeit

Es ist klar, dass in diesem Rahmen fast nur einige Überschriften geliefert werden können. In ihnen kann ein dreifacher Sinn liegen.

- Erstens soll deutlich werden, dass eine lebendige Gemeinde nicht nur von den drei herkömmlichen Grundvollzügen Glaubenszeugnis, Liturgie und Diakonie lebt. Es müssen unbedingt noch einige darüber hinaus genannt und gelebt werden.
- Zum andern soll immer betont werden, dass es sich jeweils um eine »Kunst« im genannten Sinne handelt, d.h. um Hilfen zum Üben und zur Lebensgestaltung.
- Und schließlich kann die Nennung von sieben Leitlinien manchen helfen, das Vierterlei ihres pastoralen Tuns ein wenig zu überblicken und zu sortieren.

Leben aus dem Glauben (martyria)

Was in der leiblichen Weitergabe von Leben der Akt der Zeugung ist, das ist bei der Weitergabe des Glaubens das Zeugnis. Das Glaubenszeugnis kommt vom

Hören. Und die Gemeinde Jesu Christi lebt und gibt Leben weiter, wenn sie sagen kann: »Was wir gehört haben, was mir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkündigen wir: das Wort des Lebens.« (1 Joh 1,1). Der alternde Romano Guardini verriet in einem Brief als das Geheimnis des Glaubenslebens schlechthin das Vertrauen. Es ist dies die Anfrage und Einladung Jesu an die Jünger: »Lebt ihr nicht aus dem Vertrauen?!« Aus dem Vertrauen auf den Gott, der Liebe ist und nichts sonst.

Glaube ist zwiespältig: Es gibt Aberglaube, es gibt ideologisch-fundamentalistischen Glauben. Der Glaube einer christlichen Gemeinde ist ein Glaube, der auf die Liebe hofft, wie sie in Jesus Christus und seiner Verkündigung uns entgegenkommt.

Das Glaubensleben feiern (Liturgie)

Der Mensch ist »homo faber«, d.h. fabrizierender Mensch, aber auch spielender Mensch, »homo ludens«. Liturgie versteht sich immer auch als heiliges Spiel. Besondere Orte, heilige Zeiten, Sakramente, festliche Bräuche können erinnern, dass jeder Ort, jede Zeit, jeder Brauch heilig und festlich ist. Allein der Gedanke an die Bedeutung der Sonntagskultur in unserer produktionsorientierten Zivilisation lässt die Bedeutung von Festen wahrnehmen. Auch wenn Bräuche sich verbrauchen, wir brauchen Bräuche und dürfen sie pflegen.

Dem Leben dienen (Diakonie)

Das Wort von Friedrich Nietzsche »Wer ein Warum zu leben hat, erträgt fast jedes Wie« kann man auch christlich ausdeuten: Der Mensch findet den Sinn seines Lebens im »Dasein-für«. Pro-Existenz (H. Schürmann) lautet eine entsprechende Kennzeichnung Jesu Christi. Das Wort »Für das Leben der Welt!« gibt die Sinnrichtung seines Lebens an. In der Kirche haben sich vielfältige Ausdrucksweisen dieses diakonischen, dienenden Daseins-für herausgebildet: Die christliche »Erfindung« des Krankenhauses, die vielfältigen Dienste der Caritas, Telefonseelsorge, Hospizarbeit, die Öffnung der Augen für die Not der Welt durch Aktionen wie MISEREOR, ADVENIAT, BROT FÜR DIE WELT. Was für eine Bewusstseinsbildung ist allein dies, dass jährlich ca. 500.000 Sternsinger unterwegs sind und ihre Lieder verbinden mit dem Bewusstsein für die Not von Kindern in andern Kontinenten.

In Beziehung leben (Kommunikation)

Im Schlussdokument des Kardinalskonsistoriums vom 24. Mai 2001 steht ein Satz von einzigartiger Bedeutung für kirchliches Leben: »In einer Welt, die grundlegend gekennzeichnet ist durch Zerrissenheit und Konflikte, und in einer Kirche, welche die Wunden von Zertrennungen an sich trägt, fühlen wir immer stärker die Pflicht, eine Spiritualität der *Communio* zu pflegen.« – damit ist nicht gemeint, dass man eben auch einmal über »*Communio* und Kommunikation« redet. Es will damit gesagt sein: Wir sind eingeladen, im gemeindlichen Leben Übungsfelder für Kommunikation als das »alltägliche Taschengeld der *Communio*-Theologie« zu schaffen. Wenn Beziehungsnot zu den größten Nöten des Menschen gehört, wenn es stimmt, dass »alles wirkliche Leben Begegnung« (Martin Buber) ist, gehört dann nicht zu den wichtigsten Grundvollzügen der Kirche die Einübung in lebendiges Kommunizieren; in der eucharistischen Kommunion – und im alltäglichen Kommunizieren?

Das Leben verlebendigen (Spiritualität)

»Die tote Gemeinde« heißt ein Roman von G. Bernanos. Wann ist eine Gemeinde tot und wann lebendig und wer will dies bemessen können? – Sicher kann man von der Bibel her sagen: Eine Gemeinde ist tot, die sich nicht müht um die Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Freiheit, Wahrhaftigkeit, Demut, Einfachheit (vgl. Gal 6). Geben Gemeinden dazu Hilfe und wie? Wird Hilfe gegeben, Entscheidungen aus dem Glauben heraus zu leben? Kann jemand zur Gemeinde kommen und sagen: »Frau Pastoralassistentin, Herr Pfarrer – lehren Sie mich bitte beten!«. Geschieht Glaubensweitergabe in einer »mystagogischen Katechese«, also in einer Vermittlung, die den Kopf und das Herz anspricht? Werden »praktische« Hilfen angeboten, die Einheit von Glauben und Leben, die »Mystik des Alltags« zu leben? – Kann eine Gemeinde sagen: Wenn du solche Fragen hast, dann komm ruhig zu uns, oder muss sie so Suchende ehrlicherweise weiterverweisen an geistliche Gemeinschaften, an esoterische Gruppen, östlich inspirierte Meditationszirkel – und dann womöglich solche Kreise im gleichen Atemzug kritisch bäugen? – Bibelkreise, Familienrunden, Exerzitien im Alltag, Gebetsgruppen usw. können gute Versuche sein, in Gemeinde lebendige Seelsorge anzubieten.

Christliche Lebenskultur fördern (Inkulturation)

Über den »Zeitgeist« lässt sich leicht und trefflich klagen. Das tut auch manchmal gut. Aber die Einladung für christliche Gemeinde ist doch die, durch den Heiligen Geist Jesu Christi selber zu einem lebendigen Leib zu werden und Licht und Sauerteig für eine Welt zu sein, die Gottes Welt ist. Von ihr können wir auch lernen, sie bedarf aber auch umgekehrt zuinnerst der umgestaltenden Wirkkraft des Evangeliums Jesu Christi. – Jesus ist »unter dem Gesetz« geboren und an ihm gestorben, aber er hat auch an der Transformation des Menschenherzens und damit an der Welt und ihren Gesetzen gearbeitet. Sonntagskultur, Caritas, kirchliche Soziallehre, Musik, Ethik, Moral, Schulwesen, Krankenhäuser – dies und mehr sind Worte, die mit der Umgestaltung der Welt und des Lebens aus dem Geist des Evangeliums zu tun haben. Wie schaut unser Beitrag zur »Zivilisation der Liebe« (Paul VI.) aus oder sind wir wie die nekrophilen »Frevler«, die »winkend und rufend den Tod herbeiholen und sich nach ihm sehnen wie nach einem Freund« (Weisheit 1,16); die sagen: »keine Wiese bleibe ungerührt von unserem ausgelassenen Treiben« (Wht 1,9) und: »Unsere Stärke soll bestimmen, was Gerechtigkeit ist; denn das Schwache erweist sich als unnützlich« (Wht 2,11) oder ist »unsere Hoffnung voll Unsterblichkeit« (Wht 3,4) und versuchen wir daraus Leben zu gestalten?

Leben aus der Sendung (Missionarische Existenz)

Europa, Deutschland ist Missionsland. So hieß es schon auf dem ersten Katholikentag nach dem Krieg (P. Ivo Zeiger SJ). Spätestens jetzt wird dies von Tag zu Tag offenkundiger. Aber wer sind die Missionare und Missionarinnen? Vermutlich nicht nur diejenigen, die vornehmlich und auch sinnvollerweise darüber nachdenken, inwieweit der »Begriff Mission« belastet, missverständlich usw. ist. Vielleicht mehr jene, deren Bewusstsein von den Überzeugungen getragen ist: Jeder Mensch ist missionarisch, weil jeder – als Wort Gottes – eine Botschaft ist und hat! Jeder Mensch ist missionarisch, weil er sozial und kommunikativ ist, d.h. darauf angelegt, zu empfangen und zu geben, mitzuteilen und teilzuhaben. Jeder Mensch ist missionarisch, weil vielfache Not von Menschen ihn zu Hilfe ruft, dass er umsonst von dem gebe, was ihm umsonst gegeben wurde. Missionarisch ist jeder Mensch, weil jeder am Du, am Andern und in der Begegnung mit ihm tiefer zum Ich wird. Dies bedeutet, dass missionari-

*Unter allen Heilmitteln,
die uns Jesus Christus empfohlen hat,
nimmt das Gebet den ersten Platz ein.*

Karl Borromäus

sches Begegnen im guten Sinn nicht eine spirituelle Luxusveranstaltung ist, sondern Vollzug des »missionarischen Existentials« des Menschen. – »Ich habe nach Sinn gedürstet und Du hast mir ihn verweigert – hast mich zu ihm hingewiesen ...!«

Entsprechung von gemeindlichen Grundvollzügen und persönlichem Wachsen

Durch eine Einladung von 50 Männern und Frauen, die geistliche Begleitung, Exerzitien im Alltag, achttägige Einzelexerzitien geben, kam ich auf die – wie sich herausstellen sollte – sehr fruchtbare Fragestellung: Wie kann Gemeindeleben und Spiritualität näher zueinander gebracht werden? Die Frage brachte mir die Entdeckung: Es gibt eine sehr sprechende, ja vielversprechende Entsprechung zwischen den genannten sieben Grundvollzügen bzw. Leitlinien einer lebendigen Gemeindepastoral und den Wachstumsschritten und Entwicklungslinien im Leben des einzelnen Menschen. Mit einigen Sätzen soll dies kurz angedeutet werden, und zwar in der Form von Fragen, wie man sie sich selber stellen kann bzw. wie sie jemand in der geistlichen Begleitung beachten kann und muss.

- Wie wächst – gegen vielleicht traumatische Kindheitserfahrungen – ein **Grundvertrauen** in mir? Kann ich Vertrauen empfangen und schenken? Kann ich mich auf Jesus Christus als die »vertrauensbildende Maßnahme Gottes« einlassen?
- Wie sieht in meinem Leben die Grundspannung von Schaffen und Genießen, von Leistung und Muße aus? Bin ich **liturgiefähig** und kenne

helfende Rituale? Wie lebe ich die Spannung von »spielendem Mensch« und »arbeitendem Menschen«? In welcher Weise bin ich sonntäglicher und werktäglicher Mensch?

- Wie erlebe und lebe ich die **diakonische Dimension** meines Lebens? Kann ich mich bedienen lassen (Petrus fiel das bei der Fußwaschung nicht leicht, aber für Jesus schien es notwendig)? Und kann ich Sinn, Beglückung, Befriedigung finden im helfenden Umgang mit andern. Ein Mensch ist nur, wer es ist mit und für andere.
- Wie schaut die Geschichte meiner **Beziehungsfähigkeit** und meines Kommunizierens aus? Wo erlebe ich Defizite? Was hilft mir? Wer hilft mir? Woran leide ich? Erkenne ich, dass das Evangelium Jesu Christi grundlegend ein Evangelium der Begegnung, der Befreundung, ja der Einswerdung ist? Was bedeutet mir die Aussage der »goldenen Regel«: »Alles, was ihr von andern erwartet, das tut auch ihnen! Darin besteht das Gesetz und die Propheten!« (Mt 7, 12)?
- Was macht mich lebendig? Was bedeutet eigentlich Lebendigkeit und **spirituelles Leben** für mich? Was heißt für mich »Leben in Fülle« zu haben (Joh 10,10)? Was hilft mir zur spirituellen Vitalisierung? Sagt mir der Satz etwas: »Es gibt für einen Christen nur eine Sünde, die, nicht zu leben.« (Jean Paillard). Und was bedeutet für mich: »Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren, wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen?« (Mt 10,39) Und: »Das ist das ewige Leben: dich, den einzigen wahren Gott zu erkennen und Jesus Christus, den er gesandt hat« (Joh 17,3)
- Welche Rolle spielt für mich die bewusste **Kultivierung von christlichem Leben**, von Leben aus dem Glauben, der auf die Liebe Gottes in Jesus Christus hofft? Wie habe ich den Übergang von »Fremderziehung« zur »Selbsterziehung« geschafft, die Lebensgestaltung auf eigene Verantwortung hin bedeutet? Wie lasse ich mich auf die Kunst des Lebens ein? Was und wer hilft mir? Was sind meine »gesammelten Lebensweisheiten«?
- Habe ich die Maxime übernommen: »Religion ist Privatsache«; – in dem Sinn, dass »mein Glaube« niemand etwas angeht? Inwiefern bin ich **missionarischer Mensch**, Botschaft für andere? Was geht und strahlt von mir aus? Möchte ich auch mich »missionieren« lassen, d.h. lernen und mich von andern beschenken und korrigieren lassen? Mission ist keine Einbahnstraße.

Exerzitien im Alltag als Quelle gemeindlicher Erneuerung

Zu den erstaunlichsten spirituellen Entwicklungen der letzten 15 Jahre gehört, dass die »Exerzitien im Alltag« fast zu einer Art geistlichen – und teilweise auch ökumenischen – Bewegung wurden. Zehntausende nehmen jährlich – besonders in der Advents- bzw. Fastenzeit – daran teil und hunderte sind inzwischen dazu befähigt, andern diesen Dienst anzubieten. Für die Weiterführung dieser überraschend entdeckten »spirituellen Marktlücke« scheinen mir fünf Perspektiven bedeutsam zu sein:

- Das erste ist natürlich die sorgsame **Weiterführung** der bisherigen Angebote, die aus Gelingen, aber auch manchem Misslingen (»Materialschlacht«, keine kundige Leitung bei den Gesprächen, zu wenig Raum für Stille usw.) immer zu lernen versucht.
- Zweitens könnte es eine geistige Vertiefung und Ausweitung bedeuten, wenn diejenigen, die Exerzitien im Alltag vorbereiten, sich von der Entsprechung zwischen den **sieben Grundvollzügen gemeindlichen Lebens und des spirituellen Wachstums der einzelnen Personen** inspirieren und leiten ließen.
- Des Weiteren wären Angebote mit einem **zeitlich längeren Engagement** hilfreich. Sicher sind vier oder sechs Wochen schon sehr viel. Aber, so zeigen Erfahrungen, dass Viertel-Halbjahrs-Ganzjahres-Angebote noch wichtige Vertiefungsschritte bedeuten können.
- Sicher ist die Mischung von Teilnehmenden eine gute, kirchliche Erfahrung, aber eine Intensivierung könnte erreicht werden, wenn gelegentlich auch Angebote **für bestimmte Zielgruppen** gemacht werden: etwa für Verantwortliche in Gemeinden, für Ehrenamtliche, für Senioren, für Eheleute, für Jugendliche usw.
- Die bedeutsamste Perspektive für eine lebendige Weiterentwicklung scheint mir zu sein, mehr Angebote zu machen, die eine »**glaubens-thematische Ausrichtung**« haben. Damit ist gemeint: »Man nehme« die spirituelle Infrastruktur von normalen Exerzitien im Alltag (wöchentliches Treffen mit Einführung in die kommende Woche, Kleingruppengespräch, tägliche Gebetszeit, täglicher Tagesrückblick, Impulse durch Schrifttexte bzw. Lebensfragen/Glaubensbotschaften) – und dann verbinde man damit eine Glaubens-Lebens-Thematik, die vielleicht besonders ansprechend ist. Dies können Wochen sein mit »Grundworten des Glaubens«; Wochen mit dem

Thema »Communio-Kommunikation« (biblischer Bund und Beziehungspflege); Heilung und Heil (Gnade und Gesundheit; vgl. den evangelischen Dreiklang von Krankheiten heilen, Befreiung von »Besessenheiten«, Verkündigung des Evangeliums); elf Wochen mit den zehn Geboten als »Wegweisungen zum Leben«; acht Wochen für die sieben Sakramente; Wochen mit den »Werken der Barmherzigkeit«, d.h. des dienenden, diakonischen Begegnens usw. – Bei diesem neuen Akzent spielt eine Rolle eine gute, erfahrungsgesättigte und geistvolle halbstündige Information beim wöchentlichen Treffen; vielleicht auch Hinweise für gutes Lesematerial zur Lektüre nebenbei. Auch die Übungen müssen der Thematik angepasst sein. Dies können also durchaus auch Kommunikationsübungen sein, Hilfen für eine gesunde Lebensweise u.ä. – Ich bin überzeugt, dass Angebote in diese Richtung den Exerzitien im Alltag bzw. den Gemeinden wertvolle Impulse und wirkliche Verlebendigung bringen können.

»Ich tu so, als ob es ginge!« hieß es in der Eingangsgeschichte. Dazu passt ein Wort von Anselm Grün: »Glauben heißt, vertrauen, dass es geht; so tun, als ob es ginge, und im Tun erfahren, dass es geht!« – ER hat es gewagt im Sprung der Liebe in die Menschheitsgeschichte hinein. ER lädt uns ein, mitten im »Umsonst unseres Tuns« die leeren Netze auszuwerfen. – Sollten wir nicht miteinander so tun, als ob es ginge?!

■ *Willi Lambert, geb. 1944; Eintritt in die Gesellschaft Jesu 1964; Promotion zum Dr. theol.; seit 2000 Mitglied der Gruppe für Ignatianische Spiritualität (GIS), München.*

»Wir brauchen einander in schwierigen Zeiten« Anregungen für Gespräche zwischen den Mitgliedern verschiedener pastoraler Berufsgruppen

Dipl.-Theol. Johann Fellner

Notwendigkeit des Austausches

In einer Zeit der Neugestaltung seelsorglicher Räume und der Suche nach Schwerpunktsetzung im Bereich der vielfältigen pastoralen Aufgaben kann aufgrund schwindender finanzieller und personeller Ressourcen auch das Miteinander der Mitglieder der verschiedenen pastoralen Berufe immer mehr in Bedrängnis geraten. So erleben sich u.U. im Bereich der noch offenen Arbeitsplätze pastorale Mitarbeiter/-innen mehr als Konkurrenten denn als Kolleginnen und Kollegen. Auch die Eindrücke des »Nicht-mehr-gewollt-seins« oder zumindest des »Weniger-geliebt-seins« durch Diözesanleitungen kann einen offenen Umgang der pastoralen Berufe untereinander nachhaltig erschweren.

Umso wichtiger ist es, dass auf Diözesanebene die Vertreter/-innen bzw. Sprecher und Sprecherinnen der jeweiligen Berufsgruppen zusammen überlegen, wie sie gerade auch in atmosphärisch angespannten Zeiten das Gespräch, den Austausch der Mitglieder der verschiedenen pastoralen Berufe fördern können. Das Ziel dieser Gespräche sollte immer sein:

- das Gemeinsame und Verbindende des seelsorglichen Auftrags in all seinen differenzierten Ausprägungen zu sehen und zu benennen
- das Unterschiedliche, aber nicht Trennende aufgrund der spezifischen Berufsbilder, der vielfältigen Charismen, der unterschiedlichen Ausbildungen, Lebensformen und der spezifischen Beauftragungen zum Dienst durch Weihe oder Erteilung der Missio bewusst wahrzunehmen und wertzuschätzen
- Würde und Grenze der je eigenen Berufung zu erkennen und zu akzeptieren
- ein Zusammenwirken ohne Neid unter den Hauptamtlichen zu ermöglichen

In der Erzdiözese München und Freising wurden seit 1998 in einem mehrjährigen Prozess von den pastoralen Berufsgruppen selber Positionspapiere zu den Berufsprofilen erarbeitet:

- »Aspekte unseres priesterlichen Dienstes«
- »Thesen zum Berufsbild des Ständigen Diakons«
- »Schwerpunkte des Berufsprofils der Pastoralreferent(inn)en«
- »Aussagen zum Berufsbild der Gemeindeferent(inn)en und Seelsorgehelferinnen«.

Die Vertreter(innen) der pastoralen Dienste haben mit dem Personalreferenten die Aufgabe übernommen, diese Texte miteinander zu vergleichen und einen Dialog darüber zwischen den Berufen in Gang zu bringen. (Informationen über diesen geglückten Versuch können über den Autor dieses Beitrags zur Verfügung gestellt werden).

Das Seelsorgeteam als gegebener Ort des gemeinsamen Gesprächs zwischen den Berufsgruppen

Für die Zusammenarbeit in einem Seelsorgeteam gelten zunächst die ganz normalen Spielregeln für Teamarbeit, wie sie auch in nichtkirchlichen Organisationen seit längerem mit Erfolg praktiziert werden. Verschiedene Arbeitsabläufe werden kooperativ von z. T. verschieden ausgebildeten Fachleuten wahrgenommen. Damit diese auch rationell und effektiv arbeiten können, müssen sie selber – immer im Hinblick auf das gesamte Ziel des Unternehmens – unter Wahrnehmung ihrer eigenen Schwerpunkte (Eigenverantwortung) kooperieren, koordinieren und delegieren können. Diese Fähigkeiten werden vor allem von Personen mit Leitungsfunktionen verlangt.

Auch wenn, bzw. gerade weil Seelsorge zutiefst ein personales Geschehen ist, gelten für viele Arbeitsbereiche in territorialen wie in kategorialen Seelsorgsbereichen, in denen verschiedene pastorale Berufe in einem Team zusammenarbeiten, ähnliche Grundprinzipien.

Effektives Arbeiten, d. h. ohne unnötige Reibungsverluste durch eigentlich überflüssige Konflikte braucht

- **organisatorische Voraussetzungen** wie z.B. Festlegung der Ziele, Klarheit der Aufgabenbereiche, Klärung der gegenseitigen Erwartungen, Festlegen des Informationsablaufes, regelmäßige Dienstgespräche u.a.;

- **menschliche Voraussetzungen**, die den Prozess der Teamarbeit begünstigen, wie z.B. Zuhören-können, Einfühlungsvermögen, Gelten-lassen, Sachlichkeit, Lern- und Dialogbereitschaft, Geduld u.a.;
- **theologische und spirituelle Voraussetzungen** wie z.B. Grundorientierung der einzelnen Mitarbeiter/-innen und des Teams an der Communitio-Theologie des II. Vatikanischen Konzils, Suche und Pflege eines gemeinsamen geistlichen Lebens und gottesdienstlichen Feierns.

Dieses dritte Element findet leider öfters zu wenig Beachtung, weil das Besondere der Zusammenarbeit in einem Seelsorgsteam nicht oder zu wenig bewusst ist. Dennoch ist diese dritte Voraussetzung unerlässlich für ein Gelingen der Zusammenarbeit, sie ist m. E. die »dritte Dimension«, die die Punkte a) und b) nicht ausschließt, sondern in einer größeren Tiefe beinhaltet und in einen anderen Sinnzusammenhang stellt. Zusammenarbeit auf der Grundlage des Communitio-Gedankens ermöglicht es, füreinander und miteinander Verantwortung zu übernehmen, unabhängig vom Grad der persönlichen Sympathie. Eine solche theologisch geerdete spirituelle Grundhaltung im Team wirkt sich für alle Beteiligten entlastend aus, da das Gelingen der Zusammenarbeit dann nicht mehr ausschließlich vom gefühlsmäßigen Gelingen der menschlichen Beziehung abhängig ist.

*Man soll nie etwas Gutes, sei es noch so klein,
aufschieben in der Hoffnung,
in der Zukunft Größeres tun zu können.*

Ignatius von Loyola

In Gesprächen mit Seelsorgeteams, die sich in einer Konfliktsituation befanden, habe ich festgestellt, dass oft alle Beteiligten in einem Team davon ausgehen, dass bei ihnen in den wesentlichen theologischen und pastoralen Ansichten ein Grundkonsens herrscht. Das trifft aber oft nicht zu. Ein wirklich gemeinsames, – überspitzt formuliert – völlig *identisches* Grundverständnis aller Seelsorger/-innen von Glaube und Kirche, von Zielen, Inhalten und Handlungsweisen der Pastoral gibt es faktisch nicht mehr. Zu unterschiedlich ist die Prägung der einzelnen Teammitglieder durch den eigenen familiären, gesellschaftlichen und kirchlichen Hintergrund, durch die jeweilige Ausbildung an Universitäten, Fachhochschulen, Akademien etc. und unterschiedliche Studienbegleitungen, durch Wandlungen in Kirche und Gesellschaft in den letzten 30 Jahren. Deswegen ist es m.E. wichtig, zunächst nicht von einem Grundverständnis *auszugehen*, sondern das Gemeinsame und Unterschiedliche, das die Menschen in ein Team einbringen, zu *entdecken* und zu *benennen*. Dann kann aufgrund der vielfältigen Glaubensbiografien, Charismen und Lebensgeschichten der/die Einzelne auch als Bereicherung gesehen werden.

Thematische und methodische Anregungen für Teamgespräche

Hinweise auf mögliche Themen

Eine Arbeitsgruppe von pastoralen Mitarbeiter(-innen) hat für einen Studientag der pastoralen Berufe einmal **acht Problemfelder** zusammengestellt, die in unterschiedlicher Ausprägung in jedem Team als mögliche heiße Themen und Konfliktbereiche vorhanden sind und bearbeitet werden sollten.

1. **Spiritualität:** unterschiedliche Ausprägung und gelebte Spiritualität; gemeinsame Grundlagen; Suche nach gemeinsamer Basis; miteinander feiern können
2. **Unterschiede:** in der Theologie und im Kirchenverständnis; in pastoralen Zielen und Handlungsweisen; in Sprache und Wertvorstellungen
3. **Kommunikation:** informelle Kommunikation; offizielle Kommunikation (Dienstgespräch), Umgehen mit und Aushalten von Nähe und Distanz
4. **Kompetenz und Kompetenzverteilung:** Delegation und Mitverantwortung; Eigenständigkeit und Zuordnung; Macht und Ohnmacht
5. **Verfügbarkeit:** Zeiteinteilung – Zeit für sich – Zeit für andere; Beziehungen, Partnerschaft, Familie und Beruf; Beruf und Freizeit

6. **Lebensform und Lebenssicht:** Unterschiede als Ergänzung, Bereicherung, Blockierung, Erfahrungsvorsprung – neue Erfahrungen machen dürfen
7. **Geschlechterbeziehung:** Umgang zwischen Frauen und Männern im Team und in der Gemeinde; Auswirkungen in Team und Gemeinde; als Frau und Mann in der Seelsorge
8. **Berufsperspektive:** unterschiedliche Situationen bei Pfarrern und Kaplänen, Ständigen Diakonen; Pastoralreferenten/-innen und Gemeindefereferenten/-innen; Auswirkungen im Team; gegenseitige Ermutigung oder Blockierung? Konkurrenzsituation? Auswirkungen der Teamerfahrung auf die eigene Berufsperspektive

Ein Gespräch darüber in einem Klausur- oder Einkehrtag eines Seelsorgeteams kann dazu beitragen, das in den Problemfeldern enthaltene Potential an Lern- und Reifungschancen für den Einzelnen sowie an Konfliktbereichen im Team bewusster zu sehen, Erfahrungen im Umgang damit auszutauschen, konkrete Vereinbarungen für das Team zu treffen sowie Anregungen und Wünsche für Hilfestellungen (struktureller und persönlicher Art) zu sammeln und diese je nach Bedarf an eine zuständige Stelle im Ordinariat oder einer diözesanen Einrichtung weiterzuleiten.

Hinweise für die Gestaltung eines solchen Teamgespräches

Einzelbesinnung: Mögliche Impulse

Ich denke an meinen Dienstpartner – an meine Dienstpartnerin – meine Dienstpartner und an die Zusammenarbeit mit ihm – mit ihr – mit ihnen. Worüber freue ich mich? Was macht mich unsicher oder macht mir vielleicht sogar Angst? Was bringe **ich persönlich** für die Zusammenarbeit mit – in die Teamarbeit mit ein? (z. B. Eigenschaften, die ich an mir mag, besondere Begabungen, Fähigkeiten, Charismen, Einstellungen, Erfahrungen). Was **weiß ich** (oder **nehme ich an**), dass mein/-e Dienstpartner/-in für die Zusammenarbeit mitbringt bzw. mitbringen und in die Teamarbeit einbringen? Was wünsche ich mir für die Verbesserung meiner eigenen Teamfähigkeit?

Was wünsche ich in diesem Bereich meinem Dienstpartner, meiner Dienstpartnerin bzw. meinen Dienstpartnern?

(Stichpunkte auf einem Blatt für sich notieren)

Austausch im Team

Austausch: Ich schaue auf meine notierten Gefühle und Einfälle aus der Einzelbesinnung und entscheide mich, was ich davon jetzt dem andern, der anderen, den anderen erzählen möchte. Jeder/jede erzählt zunächst seine /ihre **Gefühle**, wenn er/sie an den/die anderen und die Zusammenarbeit denkt. (Anhörrunde, keine Diskussion). Dann erzählt jeder/jede, was er/sie für bzw. in die Zusammenarbeit mitbringt und vom anderen, von der oder den anderen weiß oder annimmt, dass er/sie in das Team einbringen (ebenfalls noch Anhörrunde). Jetzt hat jeder/jede die Möglichkeit zu sagen, dem/der anderen, bzw. den anderen zu sagen, wie es ihm/ihr jetzt mit dem Gehörten geht (z.B. was war für mich neu beim Zuhören, was hat mich überrascht, was mag ich bekräftigen, was hat mich irritiert – aber keine Verteidigungsreden gegenüber dem, was jeder/jede von den anderen über sich gehört hat). Wir sammeln gemeinsam auf einem großen Blatt die konkreten Bedingungen, von denen wir wissen oder annehmen, dass sie unsere Zusammenarbeit ermöglichen, erleichtern. Das Team versucht, sich zunächst auf drei Bedingungen zu einigen, die es für besonders wichtig hält und auf alle Fälle ab sofort verstärkt beachten will. Diese drei Punkte werden schriftlich festgehalten.

Variation

zuerst Einzelbesinnung über das ausgewählte Thema/Problemfeld und dann Gespräch im Team:

1. Wo und wie habe ich zum gewählten Thema/Problemfeld positive Erfahrungen (Gelingen) im Team erlebt? Was und wie konnte ich in diesem Bereich lernen? Welche Chance liegt aus meiner Sicht für mich, für das Team, in diesem Problemfeld?
2. Nach der ersten Austauschrunde (ohne Diskussion oder Verteidigung, aber mit Rückfragen) formuliert das Team zu diesem Thema eine für sie wichtige Aussage (Kernsatz/Zielsatz)
3. Austausch zu Konflikten in diesem Bereich: ggf. Eigenanteile – Fremdan-teile benennen
 - Welche Konflikte werden durch mich in das Team gebracht,
 - welche durch andere Mitarbeiter/-innen,
 - welche durch Gemeindemitglieder und ihre Erwartungen?

- Welche sind praktisch vorprogrammiert durch Strukturen (am Ort, durch unklare Berufsrolle, Dienstanweisung o.ä.) oder andere Faktoren?
4. Welche Erfahrungen habe ich gemacht, was für mich in Konfliktfällen in diesem Bereich hilfreich war?
- Was konnte und kann ich selber in Konfliktsituationen zur Suche nach Lösungen beitragen?
 - Welche Hilfe erwarten wir uns bei möglichen auftretenden Konfliktfällen?
 - durch Kollegen/innen (zum Beispiel regelmäßige Austauschtreffen, kollegiale Beratung)
 - durch strukturelle Änderungen (zum Beispiel klare Kompetenzbeschreibungen und Delegationen)
 - durch andere Hilfestellungen (zum Beispiel Beratung, geistliche Begleitung, Supervision, Kurse – für Teamarbeit, gemeinsame Teamfortbildung)

Die gewünschten Hilfen zusammenschreiben und ggf. an Zuständige weiterleiten.

■ *Johann Fellner, geb. 1945; seit 1991 Ständiger Stellvertreter des Referatsleiters im Personalreferat »Pastorale Dienste« im Erzbischöflichen Ordinariat München und Fachbereichsleiter für Pastoralreferenten/innen.*



Zum Abschluss

5

Bei der Redaktion der Arbeitshilfe wurde vorgeschlagen, anstelle eines »Schlusswortes« abschließend ein Anliegen ins Wort zu bringen, das alle pastoralen Ämter und Dienste in der Kirche angeht und Menschen unserer Tage ermutigt, Kirche als Gemeinschaft der Berufenen zu verstehen.

Dr. Peter Birkhofer, der Leiter der Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz für die Pastoral der geistlichen Berufe und kirchlichen Dienste, macht sich zum »Anwalt« einer Berufungspastoral in einer Zeit der Aussaat. Den Herrn der Ernte bitten, »Arbeiter« für seine Ernte auszusenden (vgl. Mt 9,38), ist zugleich Einladung und Auftrag Jesu für alle, die ihm nachfolgen.

Berufungspastoral in einer Zeit der Aussaat

Dr. Peter Birkhofer

Wer die Statistiken der deutschen Bistümer und Ordensgemeinschaften anschaut, muss erschrecken angesichts der dramatisch zurückgehenden Zahlen der an einem geistlichen Beruf Interessierten. Daneben spitzt sich in vielen Diözesen die durch finanzielle Engpässe hervorgerufene Situation immer mehr zu: Junge Menschen, die bereit wären, als pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Dienst zu arbeiten, finden kaum noch freie Stellen.

Welche Bedeutung kommt da der Berufungspastoral zu?

Erste Aufgabe einer Berufungspastoral ist es, sich um eine vertiefte Theologie und Spiritualität der Berufung zu mühen. Sie muss dafür eintreten, dass Berufung als Grundkategorie des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch verstanden wird. Sie muss immer wieder in Erinnerung rufen, dass alle Pastoral zum Ziel haben muss, dem Menschen zu helfen, den individuellen Ruf Gottes zu hören und darauf ganz persönlich zu antworten. Denn Berufung eröffnet die Perspektive, die es im Leben zu pflegen und zu entfalten gilt. Berufung will als *Lebensprogramm* verstanden werden.

Auf diesem Hintergrund ist es dann eine weitere Aufgabe der Berufungspastoral, für die verschiedenen Charismen und Dienste und für das Amt in der Kirche zu werben.

Berufungspastoral steht somit für Gott und sein Wort in veränderter Zeit und Situation ein, hält das Interesse an Gott und seiner Botschaft wach und will Menschen für den Dienst am Reich Gottes begeistern.

Ruf Gottes – Berufung des Menschen

Die Schöpfungstheologie erinnert daran, dass Gottes schöpferischer Ruf alles ins Dasein bringt. Jegliches Leben verdankt sich dem Wort Gottes. Alle Initiative geht von Gott aus. Als einziges Geschöpf ist der Mensch befähigt, auf dieses Wort zu antworten. Daher wendet Gott sich dem Menschen zu, ruft ihn in seine Gegenwart und appelliert an seine Verantwortung (vgl. Gen 3,8).

*Gott ist höher und tiefer
als alle Erkenntnis;
nur die Liebe erreicht ihn.*

Gertrud von Helfta

Gottes Ruf ist die Ur-Situation und Ur-Vorgabe des Menschen, die im Alltag verwirklicht werden will. Inhalt einer so verstandenen Berufung ist das Leben des Gerufenen mit Gott und das Heil des Mitmenschen (vgl. Gen 12,2: die Zusage des Segens für Abraham selbst und die Aufforderung, zum Segen für andere zu werden). Die Bundestheologie des AT und die neutestamentliche Sammlung der Zwölf hebt deswegen hervor, dass Berufung nie allein auf den Einzelnen gerichtet ist, sondern immer den Anderen mit im Blick hat. Berufung ist immer auf die Gemeinschaft hin ausgerichtet. Berufung ist immer Sendung zum Segen und Heil der Menschen und der Welt.

Berufungspastoral erinnert daran, dass der Mensch nicht nur eine einmalig ergangene Berufung durch Gott hat, sondern sich immer wieder neu durch Ruf und Antwort konstituiert. Das Leben des Menschen will Antwort auf das heilschaffende Wort Gottes in der Welt für die Menschen sein.

Berufung übersteigt nicht die eigenen Möglichkeiten – Gott überfordert nicht

Damit der Mensch den Ruf Gottes hören kann, muss er zunächst achtsam sein für die eigenen Fähigkeiten, Begabungen, Neigungen, Sehnsüchte, Situationen, in denen er lebt, aber auch die Schwächen, die ihn mitbestimmen. Erst wenn sich der Mensch in aller Ehrlichkeit sich selber stellt, kann er erspüren, was Gott mit ihm im Hier und Heute vorhat.

Berufungspastoral steht dafür ein, dass jeder einen einmaligen Ruf Gottes erhalten hat und diesen Ruf auch vernehmen kann. Sie will helfen, die vielfäl-

tige Weise, wie Gott zum Einzelnen spricht, in den Blick zu nehmen. Sie zeigt auf, wie Gott die Gesamtheit menschlicher Bestimmungen dafür in Dienst nimmt. Der Mensch kann in sich selbst, durch den Mitmenschen, in den verschiedenen Situationen, in die er sich hineingestellt erfährt, in der Schöpfung und in herausragender Weise in der Heiligen Schrift Gottes Wort und Anruf vernehmen.

Grundlage dafür ist die Zusage, die Mose im Auftrag Gottes dem Volk Israel auszurichten hat: *»Dieses Gebot, auf das ich dich heute verpflichte, geht nicht über deine Kraft und ist nicht fern von dir. Es ist nicht im Himmel, so daß du sagen müßtest: Wer steigt für uns in den Himmel hinauf, holt es herunter und verkündet es uns, damit wir es halten können? Es ist auch nicht jenseits des Meeres, so daß du sagen müßtest: Wer fährt für uns über das Meer, holt es herüber und verkündet es uns, damit wir es halten können? Nein, das Wort ist ganz nah bei dir, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten«* (Dtn 30,11-14).

Damit Christus Gestalt annimmt (vgl. Gal 4,19)

Die Sakramente erinnern daran, der Mensch ist gerufen, in seinem Leben Jesus Christus zu bezeugen, Gestalt annehmen zu lassen. Der Taufe als Hineinnahme in das Christusgeschehen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Sie ist kein einmaliger Akt, sondern lebenslange Berufung, die es stets neu zu entfalten gilt.

Weil Jesu Menschsein in der Hingabe des eigenen Willens an den Willen des Vaters zur eigentlichen und wahren Vollendung kam, wird die Berufung zum Christsein immer der eigenen Vorfindlichkeit querstehen und die eigenen Lebensentwürfe durchkreuzen.

Die Berufung durch die Taufe zum Christ-Werden mahnt, dass es nicht ausreicht, nur auf die eigenen Fähigkeiten, Begabungen und Wünsche zu schauen. Es geht um die Konfrontation mit Jesus Christus im Wort der Heiligen Schrift, in der Feier der Sakramente und im Mitmenschen.

Berufungspastoral tritt daher dafür ein, dass sowohl der Blick auf das Eigene wie auch die Durchkreuzung des eigenen Willens zum Wesen der Berufung gehören. Erkennbar wird dies in der Feier der Sakramente, insbesondere der Eucharistie: Der Mensch bringt mit Brot und Wein sich und seine Anstrengung vor Gott. Darin will Christus seine Gegenwart schenken. Das Geheimnis der Verwandlung zeigt sich in der Frucht menschlicher Arbeit, ist aber kein

Geschehen im Bereich menschlicher Machbarkeit. Die geistliche Mitte in der Person Jesu Christi hat daher absolute Priorität in der Berufungspastoral.

Auf diesem Hintergrund deuten sich dann Kriterien für die Wahrnehmung des Rufes Gottes an.

Wie vernimmt der Mensch seinen Ruf?

Wie kann er darauf entschieden antworten?

Für die Mystiker des Mittelalters war das höchste Ziel des Lebens die Gemeinschaft mit Gott, die den Einzelnen aus der Zerstreung der Zeit in die Ruhe und Gelassenheit führt. Berufung als Lebensprogramm will so verstanden zu einer inneren und äußeren Ruhe und Zufriedenheit führen. Gott ist am Werk, wo der Mensch Freude, Übereinstimmung mit sich und anderen, wo er Frieden im eigenen Herzen und mit den Mitmenschen erfährt.

Die Mystik mahnt aber auch, dass der Mensch sich dabei nicht zu schnell mit sich zufrieden geben darf. Echte Ruhe umfasst die Gesamtheit des Lebens. Es geht nicht einfach darum, ob ich mich hier und jetzt zufrieden erlebe. Vielmehr muss die Frage lauten: Haben die heute getroffenen Entscheidungen über den Augenblick hinaus wirklich Bestand. Um nicht der Faszination des Vordergründigen und Vorläufigen zu erliegen, empfiehlt die Mystik, sich immer wieder die Todesstunde vor Augen zu halten. Der Blick auf den Tod will sicherstellen, dass man auch am Ende seines Lebens noch zu den getroffenen Entscheidungen stehen will.

Diese Gedanken zeigen, Gottes Ruf kann den Einzelnen auch in Unruhe versetzen. Gott will durch sein Wort den Einzelnen immer wieder wachrütteln und in Bewegung bringen.

Um den Ruf Gottes hören und verstehen zu können, um auf diesem Glaubensweg nicht zu stolpern, bedarf es der Wegbegleitung und der verschiedenen Wegweiser. Weil Christus im Bruder und der Schwester oft mehr erkennbar und deutlicher unterscheidbar ist als im eigenen Herzen (Dietrich Bonhoeffer), bedarf es der Begleitung. Die eigene Entscheidung dem Rat, der Empfehlung, der Warnung und auch dem Urteil anderer auszusetzen hilft, aus dem Kreisen um sich selbst und der Selbsttäuschung herauszukommen.

Berufungspastoral will durch die Ermutigung zur Nachfolge dem Menschen helfen, entschieden und frei auf Gottes Ruf zu antworten.

Aufgabe der Berufungspastoral

Es ist Auftrag der Berufungspastoral zu zeigen, wie Gott im Alltag des Menschen ins Spiel kommen will, damit die Nachfolge gewagt und die Berufung gelebt werden kann. Die vorangegangenen Überlegungen und die Zeugnisse dieser Arbeitshilfe führen vor Augen, dass es dafür jeden und jede braucht.

Wenn seit 1926 sich regelmäßig Frauen und Männer im Auftrag Jesu »Bittet den Herrn der Ernte« (Mt 9,38) versammeln, um im Anliegen geistlicher Berufe und kirchlicher Dienste zu beten, dann bringt diese von der Berufungspastoral getragene Gebetsgemeinschaft (PWB) zum Ausdruck, wie notwendig es ist, ermutigend dafür einzutreten, dass »Arbeiter« gefunden werden, die Gottes Wort aussäen und mit der Ernte bereits in Berührung gekommen sind. Es braucht die Menschen, die sich von der Schwere der Aussaat nicht entmutigen lassen, weil sie die Erfahrung der entlastenden Hoffnung in der Ernte mitbringen und dafür Zeugnis ablegen. Deswegen ist es ein großes Anliegen der Berufungspastoral, dass diese Gebetsgemeinschaften in den einzelnen Gemeinden gestärkt und von den Hauptberuflichen in der Pastoral nicht nur ermutigt, sondern auch mitgetragen werden.

Berufungspastoral, die Berufung als Grundkategorie des Gott-Mensch-Verhältnisses beschreibt, weitet den Berufungsbegriff über den hauptberuflichen Dienst in der Kirche hinaus und hält am inneren Zusammenhang von Beruf und Berufung fest. Denn Berufung als *Lebensprogramm* zeigt, dass Welt und Glaube, Alltag und Gottesdienst nicht auseinander fallen darf. Denn genau an der Stelle, die der Einzelne von Berufs wegen einnimmt, ist er gerufen, das Leben aus dem Glauben zu gestalten, das Reich Gottes transparent zu machen. Der Beruf und die verschiedensten Bezüge, in denen einer lebt und wie er darin lebt, will so verstanden Gottesdienst im Alltag sein (vgl. Röm 12).

Damit Gott ins Spiel kommt, braucht die Kirche und die Welt in einer Zeit der Aussaat Menschen, die durch ihren caritativen Einsatz zeigen, dass der einzelne seine Berufung nicht für sich allein hat. Es braucht Frauen und Männer im pastoralen und katechetischen Dienst, die anderen helfen, ihre Charismen zu entdecken und aus dem Glauben heraus für den Aufbau des Reiches Gottes fruchtbar werden zu lassen. In einer Zeit, die geprägt ist von Bindungsangst, bedarf es der Ordensleute, die durch ihre enge Gottesbeziehung Gottes Bund mit den Menschen erkennbar machen. Dringend notwendig sind Diakone, Priester und Bischöfe, die durch das Sakrament der Weihe, durch die Spen-

dung der Sakramente und durch die Verkündigung des Wortes Gottes sichtbar machen, dass Jesus Christus den Mittelpunkt eines freien und geglückten Lebens darstellt.

Weil so verstanden Berufung mehr ist als ein Geschehen im stillen, privaten Herzkammerlein, ist es die Aufgabe der Berufungspastoral, auch die Zeit des Umbruchs als Aufbruch zu verstehen, die Menschen unserer Tage zu ermutigen, Kirche als Gemeinschaft der Berufenen zu verstehen, die sich gegenseitig helfen, den je eigenen Ruf zu hören und darauf zu antworten.

Gott verheißt zwar mit seinem Wort und Ruf ein sicheres Ziel auch im Umbruch, aber im Aufbruch schenkt er nicht schon ein ruhiges Leben. Deswegen darf sich Berufungspastoral nicht von sinkenden Zahlen erschrecken lassen, sondern muss geprägt sein von einer nüchternen, tief greifenden Hoffnung, die den pastoralen Diensten in einer Zeit der Aussaat mit Jesus Christus die Perspektive für das Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft aufzeigen kann.

■ *Peter Birkhofer, geb. 1965; Priesterweihe 1991; bis 2003 Mentor der Laientheologen im Erzbistum Freiburg; Promotion zum Dr. theol.; seit Oktober 2003 Leiter der Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz für die Pastoral der geistlichen Berufe und kirchlichen Dienste (Zentrum für Berufungspastoral) in Freiburg.*

Impressum

Herausgeber

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Postfach 29 62, 53019 Bonn

Redaktion

Bischof Dr. Felix Genn
P. Dr. Manfred Entrich OP
Dr. Marianne Tigges

Mitarbeit

Dr. Peter Birkhofer
Ordinariatsrätin Maria-Anna Immerz
P. Dr. Willi Lambert SJ

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Druck

Druckerei J. P. Bachem, Köln

